Preis 15 Goldpfg.

Die freie Meinung

Bezugspreis einschließlich Bestellgeld monatlich freibleibend. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle Breslau, Höchenstraße 48 Fernruf Nr. 7897 entgegengenommen. Bei Zusendung unter Kreuzband Portokosten als Aufschlag.
Redaktion: Breslau, Höchenstraße Nr. 48, Fernruf 7897

Wochenzeitung für Politik und Kultur
Größte politische Wochenzeitung des Ostens

Anzeigenpreis Je Millimtr. f. Schlesien 10 Goldpfg. außerdalb 15 Goldpfg.. Reklamen 40 Goldpfennige bzw. 60 Goldpfennige Preise freibld. Stellenangebote, Stellengesuche u. Wohnungsanzeigen 25 Prozent Rabatt Platzvorschrift 50% Aufschlag. — Erfüllungsort Breslau — Postscheckkonto Breslau 21 808 — Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Höchenstraße 48, Fernruf 789.

6. Jahrgang • Nr. 48 | Breslau, den 1. Dezember 1923 | Erscheint jeden Sonnabend

Euch gehört ein Nationalzuchthaus und..

Warum Amerika uns keine Lebensmittel liefert!

Wie die deutschnationale Volkspartei in Breslau die Kleinrentner übers Ohr haut...

In Deutschland wird, wie in Schilda, das Licht verlöscht, ehe man aus dem Dunkel heraus ist. Man ließ Stresemann gehen, ohne einen besseren Kanzler für ihn setzen zu können. Nicht der Hitlerputsch in München bildete den Höhepunkt der fünfjährigen deutschen Republik, sondern dieser Kanzlersturz ist der Gipfel. Wasser aufgetrocken, ehe man anderes hat! Ich bin sicher kein Freund von Stresemann und habe lange geschwankt, ehe ich mich für seine Kanzlerschaft einnehmen ließ, aber gegenüber einem Stegerwald ist Stresemann trotz seiner bekannten Eiertanzart doch sympathischer und gegenüber Herrn Albert, dessen Ungeschick viel dazu beitrug, im Weltkriege Amerika aufzuhetzen — wenn doch dieser gewissenhafte Diplomat in der Untergrundbahn von Newyork die Dokumente über geistig penetrant duftende deutsch-mexikanische Verhandlungen — ist Herr Stresemann zweifellos in jeder Hinsicht ein Genie. Und sollte sich das deutsche Volk etwa für Herrn Hergt, den Vorsitzenden der deutschnationalen Volkspartei, erbitzen, damit es der Landwirtschaft noch besser ergeht auf deutschen Erden und über die Arbeitnehmer die Sklavenpeitsche knallt? Oder kann uns ein sozialistisches Ministerium retten, das zaudernde Männer auf die Beine stellt, die mit einem großartigen Wirtschaftsprogramm aufwarten, von dem die Herren Kapitalisten dann Stück für Stück zu ihren Gunsten abschachern, um zum Schluß über marxistische Raubbaupolitik Zeter und Mordio zu schreien? Ich sehe im Augenblick keine Möglichkeit zu einer neuen Regierungsbildung. Was hier schon vor Jahr und Tag gefordert wurde, ist jetzt vollends reif geworden: die Reichstagsauflösung. Neue und jüngere Parlamentarier müssen in den Reichstag hinein, soll die deutsche Politik nicht vollends an Altersschwäche zugrunde gehen. Den Mummelgreisen, die es nicht fertig gebracht haben, Not und Elend vom deutschen Volke fernzuhalten, ist ein geruhsamer Lebensabend zu gönnen, daß er aber gerade in den Lehnstühlen des Reichstages verbracht werden soll, kann niemand wünschen. Die neue Zeit war ihnen gnädig genug, indem sie sie noch fünf Jahre gewähren ließ. Jetzt ist Schluß mit der Schwätzerei. Wir brauchen Jüngere mit weniger Mundwerk und desto fähigeren Händen. Die Mitglieder der Parteien müssen das erkennen und namentlich den Linksparteien muß angeraten werden, ihre bisherigen Führer auf Altersrente zu setzen. Kommt es nicht so, dann werden die beiden „aufgelösten" radikalen Parteien, die Deutsch-Völkischen und die Kommunisten, allen anderen Parteien den Wind aus den Segeln nehmen und den neuen Reichstag in einer Stärke bevölkern, die zum Erblassen alle bringen wird, die sich daran gewöhnt haben, in den extremen Parteien den schwarzen Mann zu sehen. Ich halte übrigens auch die Verbote, so gut sie gemeint sein mögen, politisch für einen schweren Fehler. Es wird sich erweisen, daß sich die Überwachung der illegalen Tätigkeit einer Partei viel schwieriger stellt, wenn die Partei verboten ist, als wenn sie über einen öffentlichen Apparat verfügt. Die Kommunistische Partei hat sich taktisch sogar nicht einmal ungeschickt angestellt. Obendrein erhält die unterdrückte Partei den Märtyrerschein uns Haupt gewunden und da der Kreis der Unterdrückten und Beladenen in Deutschland ungleich umfangreicher ist als der der bevorzugten Großverdiener, dürfte der Zulauf der Unterdrückten zu den Unterdrückten nicht gering sein. Den Beweis lieferte bereits die Sozialdemokratie, die auch schon einmal unterdrückt gewesen ist. Zudem kommt noch die verfassungstechnische Frage, ob das Verbot einer Partei, die am parlamentarischen Leben teilnimmt — auf das Wie kommt es nicht an — in der deutschen Republik überhaupt möglich ist. Das Verbot der beiden radikalen Parteien durch Herrn von Seeckt hat jedenfalls den Gespenstersehern recht gegeben, die in stümperhafter Politik ihren Lesern beständig etwas von Links- oder Rechtsdiktatur vorfaseln. Rechtsdiktatur! Ohne deutschnationale Volkspartei überhaupt unmöglich. Und was es damit auf sich hat, konnte man erkennen, als die Deutschnationalen sich so eifrig bereit erklärten, an der Reichsregierung teilzunehmen. Sie waren sogar gewillt, die Reichsverfassung, gegen die sie bisher in heftigster Fehde standen, anzuerkennen, sich also als republikanische Partei zu gerieren. Seht, welche Wandlung! Freilich, der Teufelsfuß mag dahintergesteckt haben, und als sie von ihrem Eintritt in die Reichsregierung die Sprengung der preußischen Koalition abhängig machten, guckte er frech grinsend hervor. Das Verlangen nach Sprengung der Preußenkoalition bedeutete nichts weiter als Preußen den Deutschnationalen, wie Bayern der deutschen Volkspartei. Stärkung des föderalistischen Gedankens wäre die Folge, um über die Bundesstaaten hinweg wieder zur alten Macht zu gelangen. Dazu bedarfs keiner Diktatur. Eine Mehrheit von Deutschnationalen, Deutsche Volkspartei und Zentrum ist tragbar genug, um jedem parlamentarischen Sturm trotzen zu können. Die Deutsch-Demokraten haben in anständiger Haltung den Köchen den Brei versolzen. Ich sage heute zum dritten Mal: das deutschnationale Spiel ist zu Ende, hoffentlich nun endgültig. Wie Herr Hergt und Genossen behaupten kann, daß hinter ihm die Mehrheit des deutschen Volkes stehe, ist nur mit der politischen Großmäuligkeit zu erklären, die diese Herrschaften schon auszeichnete, als sie sich noch „konservativ" nannten. Ebenso fragwürdig erscheint mir die Bedeutung der kommunistischen Partei, der jeder Sinn für Zweckmäßigkeit abgeht. Ein Berliner Ersatzblatt der verbotenen „Roten Fahne" gab dieser Tage die Zahl der beitragsleistenden Mitglieder der K. P. D. mit vierhunderttausend an. Das ist natürlich ein frommer Betrug, beileibe kein Selbstbetrug. Vielleicht wäre die Zahl so groß und noch bedeutender, wenn die K. P. D. es verstanden hätte, ohne nutzlose Bürgerkriegsspielerei sich den aktuellen Gegenwartsfragen mit aller Energie zuzuwenden. Die Bekämpfung der wucherischen Erscheinungen im Wirtschaftsleben mit aller geistigen Kraft wäre lohnender gewesen. Sollte es auch hier und dort zu Putschversuchen der Kommunisten kommen, gewinnen werden sie nichts, auch wenn sich die Arbeitslosenziffer von zurzeit 3¾ Millionen, auf die sie offenbar spekulieren, verdoppeln sollte. Mehr politischen Anstand würde es bedeuten, dafür zu kämpfen, daß der Wahnsinn der Arbeitgeberschaft gebrochen wird, als das Elend durch Bürgerkriegsspielerei mit der fadenscheinigen Hoffnung zu vermehren, eines Tages die „Diktatur der Verelendeten" aufrichten zu können. Zwischen Hoffnung und Erfüllung liegt noch eine weite Distanz und wenn bei dem Versuch, sie zu nehmen, etwas herauskommt, so könnte das höchstens eine Vermehrung der Parlamentsmandate sein als Erfolg des Verbotes durch Herrn von Seeckt.

*

In diesem Augenblick erhalte ich die Mitteilung, daß der Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Senatspräsident Marx, die neue Kanzlerschaft angenommen hat. Ich muß gestehen, die Persönlichkeit Eberts fängt an, mir unverständlich zu werden. Warum solch eine Scheu vor der Reichstagsauflösung? Vermutlich wollen die Sozialdemokraten durchaus, daß die Reichstagsauflösung verschoben werde, bis eine rein bürgerliche Regierung gezeigt habe, daß sie trotz der Ausschaltung des „marxistischen" Einflusses nichts zu leisten imstande sei, um dann vor der sozialistischen Wählerschaft besser brillieren zu können. So begreiflich der Wunsch der Sozialdemokratie ist, so wenig ist er glücklich. Wenn die Deutschnationale Partei sich auch nicht offiziell an dem Kabinett des mehr nach rechts gerichteten Herrn Marx beteiligen dürfte, so steht doch ihre Duldung in Aussicht, und wenn es sich zum Unglück des deutschen Volkes bewahrheiten sollte, daß der deutschnationale Reichstagsabgeordnete Schiele den Posten des Ernährungsministers bekleiden sollte, dann muß ich zurücknehmen, was ich anfangs schrieb: daß das deutschnationale Spiel ausgespielt sei. Ich fürchte dann doch, es fängt erst an. Jedoch ist jede Prophezeiung ein Unding, hoffentlich kommt es anders, als man denkt, hoffentlich mißlingt die fünfte Kandidatur Kardorff, Albert Jarres, Stegerwald, Marx, hoffentlich kommt es doch zur Reichstagsauflösung. Mag die neue Regierung heißen, wie sie will, oberste Forderung ist und bleibt jetzt: Reichstagsauflösung! Wir haben überreichlich genug von diesem Parlament, das nicht einmal die Würde besaß, entschieden auf die Abänderung der bayerischen Renitenz zu dringen und nicht die Kraft aufzubringen vermochte, das Volk aus seinem Elend zu ziehen. Die Angst vor dem Wahlkampf ist absurd. Mögen die Wogen der Demagogie noch so hoch gehen, das deutsche Volk muß endlich aus seiner zehnjährigen Leidenszeit gelernt haben, wo seine wahren Freunde und heimlichen Feinde sitzen. Es weiß, was der Wucher der Großindustrie und der Landwirtschaft verschuldete. In dem Wahlkampf kann und darf es nur eine Forderung geben: „Fort mit dem Elend!" Es ist schmählich, wenn dem Volke vorgelogen wird, daß die Widerstände zu groß sind. Die Weimarer Verfassung gibt genug Handhaben, jeden Widerstand rücksichtslos zu brechen. Jede Abänderung dieser Verfassung würde allerdings eine Verschlechterung bei der Bekämpfung der Widerstände, die Großindustrie und Landwirtschaft leisten, zur Folge haben. So ist auch das bayerische Verlangen nach einer Abänderung der Verfassung zu verstehen. Sollte das Volk sich von den Föderalisten wieder beschwatzen lassen — wer hätte mehr recht als Heinrich Heine? „O, Deutsche, Euch gehört ein Nationalzuchthaus und eine gemeinsame Peitsche!"

Hans Hanteda-Fleischmann.

Zweifelhafte Wohnungsversorgungspolitik.

Was geschieht mit Bayern?

Geschieht nichts? — Die Komödie mit der Aburteilung der Hochverräter — Die Wahrheit über Kahrs Mitwirkung am Putsche — Die Ungerechtigkeit gegenüber Sachsen und Thüringen — Schluß mit dem bayerischen Skandal!

Seit dem Münchener Umsturzversuch sind jetzt drei Wochen verflossen. In Bayern herrscht noch immer der verfassungswidrige Ausnahmezustand, dem ein Hochverräter wie der von Kahr sein Signum aufdrückt. In Sachsen und Thüringen, wo die Militärakktion bereits durchgeführt ist, herrschen noch immer fremde Truppenteile, die nach dem Eingeständnis ihres obersten Führers sich durch Terrorakte Verstöße gegen die Disziplin zuschulden kommen ließen. Gegen Bayern aber geschieht rein gar nichts. Man läßt dort die Dinge gehen, wie man in München will, offenbar soll Vergessenheit die Vorgänge zudecken, so daß die Mißstände unter dem Gesichtspunkte der Gewohnheit den Anspruch auf Interesse verlieren. Das zuzugeben, kann nie Aufgabe einer aufrechten republikanischen Presse sein, das Mißverhältnis in der Behandlungstaktik zwischen Sachsen und Thüringen einerseits und Bayern andererseits ist zu bedeutend und zu ungerecht, als daß darüber geschwiegen werden könnte, bevor nicht die ausgleichende Gerechtigkeit in Aktion getreten ist.

Es ist unerhört, daß Herr von Kahr, der von den Hitlergardisten mit Recht als treuloser Schuft gebrandmarkt wird, es wagt, die Reichsregierung weiterhin zu provozieren. Er gestattet nicht, daß die Hitlerputschisten vor dem Reichsgericht wegen Hochverrates abgeurteilt werden, eine Münchener Sonderjustiz soll über Hitler, Ludendorff und Genossen entscheiden. Der Widerstand Herrn von Kahrs gegen die Reichsjustiz ist äußerst durchsichtig. Herr von Kahr hat alle Ursache, die Reichsjustiz zu fürchten, denn sie ist in der Lage, die Rolle, die er Hitlern und Ludendorff gegenüber spielte, so zu klären, daß ihm das Schicksal blühen könnte, neben Hitler und Ludendorff auf der Anklagebank Platz nehmen zu müssen. Wir halten daran fest, daß die ersten amtlichen Veröffentlichungen der „Umsturzregierung" in München klar zu erkennen geben, daß Kahr mit Hitler und Ludendorff freiwillig im Bunde war, daß also auch Herr von Kahr wegen Hochverrats vor das Reichsgericht gehört.

Das Münchener Sondergericht über Hitler und Genossen wird, solange Herr von Kahr „Generalstaatskommissar" in Bayern ist, nie und nimmer eine objektive Klärung des Hitlerputsches herbeiführen. „Wegen Gefährdung des Staatsinteresses" wird es vermutlich hinter verschlossenen Türen tagen, und „strengstes Schweigegebot" dürfte alle Teilnehmer verpflichten, über die Verhandlung einiges verlautbaren zu lassen. Herr von Kahr weiß eben, was er tut. Noch nie ist Recht und Gesetz so mit Füßen getreten worden, wie unter Herrn von Kahr. Das frühere Rußland ist trotz seiner Ritualprozesse ein Waisenknabe gegen die Kahrsche Rechtsauffassung.

Welche Feigheit und Verlogenheit Kahr auszeichnen, das zeigt folgende Erklärung des Führers des Bundes „Oberland", Dr. Friedrich Weber, in Nr. 311 der

„München-Augsburger Abendzeitung" unter dem Titel „Die Wahrheit":

„Aus den seit Wochen zwischen Hitler, v. Lossow, v. Seisser und mir geführten Verhandlungen hat es sich gegen Anfang November eindeutig ergeben, daß Lossow und Seisser persönlich von der Notwendigkeit der Errichtung einer Reichsdiktatur: Hitler, Ludendorff, Lossow, Seisser, gestützt auf das Land Bayern, unter Führung Pöhner-Kahr überzeugt und dafür gewonnen waren. Bei der Besprechung am 6. November, nachmittags 4 Uhr 30 Minuten, im Generalstaatskommissariat erklärte auch Kahr, daß eine Reichsdiktatur von Bayern aus geschaffen werden müsse, da sie im Norden aus eigener Kraft nicht kommen könne, und daß dafür jetzt der anormale Weg (Kahrs eigener Ausdruck) unter allen Umständen vorzubereiten sei. Eine Rücksprache zwischen Hitler, Kriebel und mir ergab, daß, bevor von uns gehandelt würde, eine Aussprache zwischen Kahr, Lossow, Seisser und Hitler erreicht werden müsse, um nochmals zu versuchen, Kahr von dem ewigen Vorbereiten, Prüfen und Erwägen zum Handeln zu bestimmen, da ein längeres Zuwarten uns aus den verschiedensten Gründen (Stimmung im Volk, in den Verbänden, Witterungsverhältnisse, wirtschaftliche Lage) unmöglich erschien. Kahr lehnte am Mittwoch die von Ludendorff angeregte Aussprache ab, so daß wir uns am Mittwoch nachmittag entschlossen, am Donnerstag abend die Plattform zu schaffen, die es diesen dreien ermöglichen sollte, das zu tun, wozu ihnen aus eigenem, trotz bester Erkenntnis, die Entschlußkraft fehlte, was aber Deutschlands wegen geschehen mußte.

Donnerstag abend 8 Uhr 30 Minuten eilte nach Besetzung der Saaleingänge im Bürgerbräukeller Hitler an das Rednerpult, feuerte einen Pistolenschuß gegen die Decke, um Ruhe zu erhalten, bat nach wenigen Worten Kahr-Lossow-Seisser aus dem Saal in ein Nebenzimmer. Von irgend einer Bedrohung mit der Waffe während dieser Verhandlungen kann nicht die Rede sein. Irgend eine Waffe wurde nicht gezeigt. Hitler führte Kahr aus, was er jetzt als notwendig erachte, und bat dann die einzelnen Herren, ihm zu erklären, daß sie die angetragenen Ämter annehmen. Lossow fragte, wie Ludendorff sich dazu stelle, da er auf sein Urteil großen Wert lege. Hitler ließ deshalb Ludendorff telephonisch verständigen und durch Auto hereinbringen. Nach seinem Eintreffen setzte Hitler nochmals die Beweggründe zu seiner Tat, die politische Lage und das, was jetzt zu geschehen habe, auseinander und richtete dann an Ludendorff die Frage, ob er bereit sei, die Führung der Nationalarmee mit diktatorischen Vollmachten zu übernehmen. Nach kurzem Überlegen erklärte er, daß er es als seine Pflicht in dieser Stunde erachte, Deutschlands wegen die Stelle anzunehmen. Er erklärte dann zu Lossow und Seisser, daß er es von ihnen erwarte und sie des Vaterlandes wegen darum bitte, ebenfalls die ihnen angetragenen Ämter zu übernehmen. Lossow trat darauf auf ihn zu mit den Worten: „Wenn Exzellenz zusagen, dann bin ich bereit. Die Bitte von Exzellenz ist mir Befehl!" und gelobte mit Handschlag Ludendorff treue Mitarbeit. Dasselbe tat unverzüglich Oberst Seisser. Es bedurfte jetzt eines beinahe halbstündigen Bittens, Flehens von Hitler, Ludendorff, Pöhner bis Kahr, nachdem er auch noch einmal mit Lossow und Seisser, die ebenfalls zuredten, erklärte: „Schweren Herzens bin ich bereit, der deutschen Sache und meiner bayerischen Heimat wegen das Amt des Landesverwesers von Bayern zu übernehmen", worauf er erst Ludendorff und dann Hitler die Hand gab. Es folgte dann der gemeinsame Einzug in den Saal, wo die durch die Zeitungen vom 9. November bekannten Reden auf dem Rednerpodium, auf dem sämtliche sechs Herren gemeinsam Platz genommen haben, gehalten wurden. Nach Abschluß fand in dem Zimmer nebenan noch eine kurze Besprechung über die zunächst zu ergreifenden Verwaltungs- und Militärmaßnahmen statt, wobei Kahr von der Schutzhaft der sieben Herren erfuhr, sich einverstanden erklärte und nur um entsprechende Behandlung der in Schutzhaft Genommenen bat."

Aus dieser Erklärung, die der Führer des Bundes „Oberland" mit seinem Ehrenwort bekräftigt, an dem zu zweifeln wir in diesem Falle keine Veranlassung haben, geht zwar hervor, daß Kahr sich fast eine halbe Stunde bitten ließ, ehe er die Rolle des „Landesverwesers" übernahm, daß er aber dazu nicht, wie er versichert, unter Bedrohung mit dem Revolver gezwungen wurde und daß er später sich selbst mit der Verhaftung des bayerischen Ministeriums einverstanden erklärte.

Das Blut, das am anderen Tage in München floß, kommt also ganz und gar auf das überflüssige Haupt des Herrn von Kahr. Wieviel wert Herrn von Kahrs Genossen, der General von Lossow und Oberst von Seißer, sind, braucht wohl nicht besonders betont oder bewiesen werden.

Mit der Leidenschaftlichkeit, die jeder Spießbürger zeigt, wenn er unangenehme Wahrheiten aus der Welt geschafft haben will, bemüht sich Herr von Kahr Tag für Tag zu beweisen, welch schlechte Menschen die Leute waren, die er doch mit aufgepräpelt hat. Hitler sei schon in der Jugend ein Hottentenschänder gewesen, läßt u. a. der Protestant den Katholiken Bayerns erzählen. Das mag wahr sein oder nicht, in der Praxis ist das alles Humbug und übrig bleibt die krasse Mitschuld des Herrn von Kahr.

Die Reichsregierung ließ die kommunistischen Minister Sachsens und Thüringens durch Militärgewalt aus ihren Ämtern entfernen. Noch heute ist nicht einwandsfrei bewiesen, was die Leute in Dresden und Weimar verbrochen haben. Dokumente sind zwar veröffentlicht worden, aber es bedarf erst des gerichtlichen Nachweises, daß diese Schriftstücke auch wirklich echt sind. Auch wenn die späteren, nach Auflösung der Kommunistischen Partei aufgefundenen Beweise das Vorgehen der Reichsregierung in Thüringen und Sachsen rechtfertigen mögen — um wieviel mehr würde sich ein Vorgehen gegen Herrn von Kahr rechtfertigen, der zwar die Regierung Knilling nicht inhaftiert hält, sie aber gewissermaßen als Gefangene betrachtet, so daß ein Friede zwischen Bayern und Reich für die nächste Zeit aussichtslos erscheint oder mit einer Niederlage der Reichsregierung erkauft werden muß.

Die unterschiedliche Behandlung, die Bayern gegenüber Sachsen und Thüringen erfährt, schreit wegen ihrer Ungerechtfertigkeit zum Himmel. Und wenn heute deutschnationale Zeitungen Herrn von Seeckt als den Inhaber der vollziehenden Gewalt, gegen die Reichsverfassung aufputschen wollen, so möchten wir Herrn von Seeckt mit viel mehr Berechtigung zurufen: „Bereiten Sie dem bayerischen Skandal endlich ein Ende!"

Dr—ght.

Politische Glossen.

Massenverhaftungen Thorner Fleischermeister. Nachdem erst vor kurzem acht Thorner Bäckermeister auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis gebracht wurden, erfolgte dieser Tage, gleichfalls auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft, die Verhaftung von zwölf Fleischermeistern aus der Stadt. Als Grund der Verhaftung werden die Preise für Fleisch und Fleischwaren angegeben, die die Staatsanwaltschaft als Wucherpreise ansieht. Da bei Wuchervergehen das Gesetz eine Gefängnisstrafe von mindestens 3 Monaten vorsieht, wurden auch die Fleischermeister ins Untersuchungsgefängnis überführt.

Die deutschen Gesetzgeber hätten alle Ursache, sich angesichts des polnischen Beispiels zu schämen. Die Thorner Fleischer und Bäcker dürften heute freilich sich mehr als je nach Deutschland zurücksehnen, wo sie es doch besser gehabt hätten.

Ein teures Vergnügen. Die in Sachsen einmarschierte Reichswehr hatte bekanntlich die Aufgabe, „Ruhe und Ordnung" wiederherzustellen. Dieser Auftrag dürfte der Regierung finanziell sehr teuer zu stehen kommen. Bereits jetzt liegen eine ganze Reihe von Schadenersatzansprüchen der durch die Reichswehr finanziell und körperlich geschädigten Personen aus dem Freistaat Sachsen vor. Vielen der Verhafteten wurden, obwohl sie ihrer Festnahme keinen Widerstand entgegensetzten, die Kleider zerrissen. Mehr als 100 Personen sind festgenommen worden, ohne daß Haftbefehl gegen sie vorlag. Heute noch befinden sich eine ganze Reihe von Sozialdemokraten ohne Grund in Haft. Sie sind dadurch ihren Familien als Ernährer genommen. Es ist ganz selbstverständlich, daß alle finanziell und körperlich Geschädigten Schadenersatzansprüche geltend machen. Nimmt man hinzu, daß sich in Thüringen ähnliche Vorkommnisse ereignet haben, wie in Sachsen und hierfür ebenfalls Schadenersatzanspruch gefordert wird, dann ergibt sich, daß der Reichsregierung der Ausnahmezustand, abgesehen von den ungeheuren Transportkosten für die Reichswehr, Billiarden kostet. Herr Stresemann täte besser, der Militärherrschaft ein Ende zu machen und die Billiardenausgaben für die von der Reichswehr angerichteten Schäden den Erwerbslosen und Sozialrentnern im Ruhegebiet zukommen zu lassen. Damit wäre nicht nur einem Teil der Ärmsten unter den Armen gedient, sondern auch der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Deutschland.

Stinnes — der kommende Ölkönig. Über die Erwerbung von Petroleumfeldern in den Vereinigten Staaten durch die Firma Stinnes erfahren wir, daß Hugo Stinnes in Newyork mit einem Kapital von 20 Millionen Dollar eine Aktiengesellschaft gegründet hat, die Rohpetroleum auf der ganzen Welt erfassen soll. Nach einer anderen Meldung hat die neue Gesellschaft bereits Felder in Rußland, Mexiko und Texas erworben. Das Abkommen mit der Sinclair-Gesellschaft bezweckt die Ausbeutung von Quellen an der westafrikanischen Küste (Angola). Diese Expedition der Firma Stinnes steht im schlimmsten Kontrast zu der Politik, die Herr Stinnes in der rheinisch-westfälischen Industrie verfolgt, wo er, angeblich wegen Kapitalmangels, Massenkündigungen vornimmt und 30 Prozent der Arbeiterschaft als zu viel bezeichnet.

Stinnes dürfte schon heute der reichste Mann der Welt sein. Kein Wirtschaftler wird so häufig wie er genannt. Überall und auf allen Weltteilen — Stinnes, Stinnes, Stinnes! Und das deutsche Volk? Es ist begreifend, wie Stinnes' Reichtum im Verhältnis zu der Proletarisierung des Volkes wächst.

Der rettende Jagdschein. Wie der „Miesbacher Anzeiger" behauptet, ist Hitler zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Irrenanstalt gebracht worden. Nach anderen Meldungen soll sich Hitler aber noch in Landsberg in Untersuchungshaft befinden. — Hitler ist zwar mit seinem völkischen Paroxysmus schon längst für eine Irrenanstalt reif, aber daß gerade jetzt, wo man gegen ihn verhandeln soll, ihn in eine Irrenanstalt bringen und mit dem rettenden § 51 versehen will, ist doch zu durchsichtig, als daß man die Meldung lange zu kommentieren braucht. Hitler und der § 51: das Bild paßt wie die Faust aufs Auge.

O deutsche Republik.

Der Dalles hatte mich gräßlich gepackt;
das Stempeln war mir zu abgeschmackt,
drum wünscht' ich mich vor des Winters Sorgen
im molligen Staatsgefängnis geborgen;
dort, glaubte ich, mußte man sicher sein
vor Futtersorgen und Kältepein.
Damit ich solch herrliches Leben erreiche,
verübte ich Frevel. — Bürger, erbleiche:
Ich ging, ohne jeden Billionenschein,
in ein feudales Weinhaus hinein;
bestellte mir Essen, vom Guten das Beste
(im Kreise herum erstaunten die Gäste),
aß Trüffelpastete und Hasenrücken
und ließ mich mit Holsteiner Schnitzeln beglücken
(ich habe geachelt, was soll ich Euch sagen:
vor Freude und Wollust fast quietschte mein Magen).
Natürlich muß man dazu etwas trinken;
ich brauchte ja nur dem Kellner zu winken
und ihm zu befehlen (mit Haltung): Mein Boy,
bring' mir noch schnell etwas Champus herbei!
Und schnellstens brachte der Junge den Wein ...
(Und ich hatte doch keinen Billionenschein
und keine Goldmark in der Tasche!).
Und schließlich, so nach der dritten Flasche,
da leistete ich mir eine Extravaganz
und sang laut: Heil dir im Siegerkranz!

Und alles ringsum war wie versteinert.
Schon fühlte ich mich zu Hackfleisch zerkleinert,
schon fing ich vor Glück an heimlich zu schwitzen,
im Geist sah ich mich in der Graupe schon sitzen
als Verräter der deutschen Republik!
Doch leider! — anders wollt's mein Geschick:
Mit meiner Verhaftung da war es Kuchen!
Denn statt mich zu steinigen, statt mir zu fluchen,
war plötzlich ein Tohuwabohu da:
man pries mich genial und brüllte Hurra!
Es war wie ein einziger Höllentanz,
so wirkte das Heil dir im Siegerkranz!
Man war von dem Singsang aufs höchste begeistert,
Ich Armster aber saß da wie verkleistert:
Denn all die Pastete, der Singsang, der Sekt
hatten ja einen ganz andern Effekt!
Und grübelnd durchsuchte mich neue Pein:
Wie komm' ich nun doch ins Gefängnis hinein?
Denn, weh' mir, der Wirt, durchaus nicht gekränkt,
hatte gerührt mir die Zeche geschenkt!

Richtbaum.

(Nachdruck verboten.)

Kleinburger Skizzen. [13

11. Die drei Kavaliere am Fenster.

Wie sich die beiden kennengelernt, weiß niemand; das wissen sie selbst nicht genau. Fest steht über die Anfangsgründe ihrer Bekanntschaft nur das eine: daß sie sich eines Morgens gemeinsam im Bett fanden, ungläubig die von Suff und Trieb verquollenen Augen sich rieben und, nun ganz erwacht, erstaunt fragten: Wie kommst ... Du zu mir, ... ich zu Dir ..., wir zu uns? Da diese Fragen nicht geklärt werden konnten, ergaben sie sich sitzlich, durchaus nicht verlegen ob ihrer Nacktheit, in die so geschaffene Lage; und sie erkannten sich (dieser Satz ist dem 1. Buch Mose entnommen, Abschnitt „Sündenfall"). Und lebten von nun an wie Mann und Frau miteinander.

Nach allgemeinen Mutmaßungen hat sich die Geschichte so zugetragen: Er war, Sonntags, zu Liebich gegangen, um sich dort etwas Weibliches zu fischen. Da er aber nichts Ordentliches fand, hatte er sich mit Alkohol getröstet und sich vom Mixer die schärfsten Getränke bereiten lassen. War dann mit etlichen Bekannten, die er dort getroffen hatte, losgegangen, um nach verschiedenen Unterbrechungen — Kahlbaum, Mampe, Regina — in der Mouline zu landen, wo man schließlich immer die nötige Weiblichkeit findet und wo gerade eines jener hinreißenden Artistenfeste stieg, die schon damals stark Mode waren und in letzter Zeit geradezu epidemisch geworden sind. — Sie war erst in der Parkdiele gewesen, wo aber, nach ihrer Angabe, nichts los gewesen sein sollte („alles Stuppen"), und war dann nach dem Oberschloß gegangen, hatte dort einige bekannte Kavaliere aufgegabelt, die mit ihr dann ebenfalls in die Mouline gingen. Und wie das bei den Artistenfesten nun so zugeht: zum Schluß war die Besäufnis allgemein; in diesem Zustande hatte er sie aufgegriffen, in die Droschke gepackt und in seine Wohnung gebracht, allwo sich nun der eingangs geschilderte Vorgang abspielte.

Nun, leisten konnte er sich solch Verhältnis schon, der Walter S., den hier an der Getreidebörse jeder kennt und bei dem Geld keine oder eine nur sehr unwesentliche Rolle spielt. Erstens war er ja Getreideschieber en gros, und zweitens ging er auch sonst über Leichen, wenn es etwas zu verdienen gab. In seinen Kreisen gilt er als rücksichtsloser und brutaler Kaufmann, dem jedes Mittel recht ist, um zu seinem Ziel zu kommen ... Eins aber muß ihm der Neid lassen: er versteht zu leben. Davon zeugt schon seine Wohnung in der Gutenbergstraße, die ein gediegener Luxus auszeichnet und für einen Schieber erstaunlich geschmackvoll eingerichtet ist. Auf die Straße zu liegen die Büroräume, nach dem Hof die eigentliche Wohnung. (Das letzte ist für später zu merken.) In dieser Wohnung nun spielte sich das Leben zwischen S. und seiner Geliebten ab, nach außen hin glücklich; und kein Außenstehender würde etwas von mancher Uneinigkeit der beiden erfahren haben, bis eben die Katastrophe eintrat. Die Katastrophe, die hier nun zu schildern Aufgabe des wahrheitsbeflissenen Chronisten ist.

Doch zunächst sei näher skizziert, wer eigentlich „sie" war. Sie nannte sich Cilly, hieß aber anders — der wirkliche Name sei aus Diskretion verschwiegen — und stammte im übrigen aus gutbürgerlichem Hause. Schon in früher Jugend hatte sie den Trieb, Künstlerin zu werden, jenen Trieb, der schon oft jungen Mädchen zum Verhängnis geworden. Der Vater, ein Beamter in Stettin, hatte selbst seine reine Freude an dem Mädel, das mit der Zeit immer schöner wurde, und gab sie der Primaballerina der Stadt zum Unterricht. Kritisch sei festgestellt: über gewisse Anfangsgründe in der Tanzkunst hat es die Cilly nie herausgebracht; nichtsdestoweniger gelang es der Vermittlung der Lehrerin, ihr einen tüchtigen Agenten zu verschaffen, der bald mit einigen Engagements aufwartete. Cilly war glücklich und warf sich dem Nachtbetrieb eines Kabaretts gleich mit beiden Armen entgegen. Kein Wunder denn, daß sie den (zu Hause ängstlich überwachten) Weg von Tugend und Reinheit nicht mehr genau nahm und sich bald von diesem, bald von jenem Kavalier glücklich machen ließ, zumal sie von ihrer Gage ohnehin keine allzu großen Sprünge hätte machen dürfen. Und als sie nun einen Monat in einem Breslauer Kabarett absolviert hatte und nicht gleich den Anschluß an ein anderes fand, wohl aber an freigebigen Gentlemen, so blieb sie kurzerhand in Breslau, wo sie von einer Hand zur anderen wanderte und schließlich in den Armen von S. landete, bei dem sie nun blieb. Ihre Eltern allerdings wußten von alledem nichts, ihnen schrieb nur die artige Tochter, daß es ihr gut ginge: sie habe jetzt eine Stellung im Büro gefunden und lebe von ihrem Gehalt brav und bescheiden. Heute mögen es die Eltern bereuen, daß sie sie nicht zurückholten, als sie die Karriere der Tänzerin aufgegeben hatte ...

S. war natürlich glücklich. Nicht deshalb, weil ihm der Himmel ein Weib beschert hatte — S. war schon verheiratet gewesen und schon wieder geschieden, deshalb auch die Wohnung und deren Einrichtung —, sondern nur darum, weil diese Cilly, die er zu seinem Verhältnis sich erkor, ein wirkliches Paradestück war. Sie war bildhaft schön, hatte wundervolle Beine, blitzweiße Zähne und ein Paar Augen, die keinen Mann kalt ließen, hatten sie ihn einmal angelockt. Und daß er sich dieses göttliche Weib gekapert hatte, freute ihn, so wie sich ein Kaufmann freut, wenn er ein gutes Geschäft gemacht hat. Im Grunde genommen machte S. sich herzlich wenig aus Frauen, er war gemein und brutal zu ihnen; aber das lieben ja bekanntlich die Frauen, und deshalb hatte S. eben so fabelhaftes Glück bei ihnen. Seine Frau hatte er geschlagen, betrogen, gehöhnt daraufhin, als sie ihn zur Rede stellte; sie hing an ihm wie eine Klette. Bis er die Sache zu toll trieb und sie vor der ganzen Nachbarschaft brüskierte, da endlich leiteten ihre Eltern die Scheidung ein. Geld für seine Liebeleien hat S. jedoch nie ausgegeben, sie materiell wohlgestellt er eigentlich war. Es kam zwar vor, daß er so ein kleines Mädchen zum Abendbrot und zum Glase Wein einlud, aber das war für ihn nur Mittel zum Zweck, ebenso die Geschenke, die er — versprach; sobald er eine Frau gebraucht hatte, warf er sie hinaus, sie noch schwähend, daß sie sich dumm um ihm hätte machen lassen. Nichtsdestoweniger gab er sich im Kreise seiner Bekannten für einen großen Kavalier aus, dem für eine Frau nichts zu wenig sei; und da er auch oft, in Weinlokalen soupierend, mit Damen (und solchen, die welche sein wollen) gesehen wurde, so erhielten seine Angaben von wegen seiner Chevalerie eine gewisse Bestätigung. Die Mädels, die S. nach den Wonnen einer Nacht sehr schmählich und gemein behandelte, hüteten sich wohlweislich schwer, ihren Reinfall bekanntwerden zu lassen, so daß S. in puncto Frauen nur sehr wenig Schwierigkeiten hatte.

Mit Cilly hatte S. noch leichteres Spiel; sie war ja schließlich auf ihn angewiesen, so daß sie ihm gegenüber keine große Lippe riskieren durfte. Er tat infolgedessen auch, was ihm beliebte; nach den (unehelichen) Flitterwochen des Anfangs brachte er sich, wenn er gerade Laune hatte, fremde Frauen mit, war aber immerhin diskret genug, sie Cillys Anwesenheit nicht merken zu lassen. Machte ihm Cilly dann Vorwürfe, zuckte er nur die Achseln: Wenn es Dir nicht paßt, such' Dir einen anderen! Er kannte sie zu genau, um ihren Weggang befürchten zu müssen; sie hatte ihn wirklich lieb und hing mit ungewöhnlicher Beständigkeit an ihm — gerade weil er immer kühl blieb; sie war für ihn sehr bequem und dabei außerordentlich bescheiden: sie war zufrieden mit dem täglichen Brot, das er ihr gab, so daß er wirklich keine großen Unkosten mit ihr hatte. Und unter diesem Gesichtspunkte ist es überhaupt nur zu verstehen, daß er sich dieses Verhältnis leistete.

Natürlich war seine Renommisterei mit Cilly unendlich groß; hatte er früher von sich gesagt: Seht, welch ein Kavalier ich bin, so erklärte er jetzt hochgemut: Meine Frau — so nannte er Cilly immer — frißt mir aus der Hand, ich kann mit ihr machen, was ich will.

So kam die Katastrophe.

*

S. hatte gerade wieder einmal ein großes Geschäft gemacht, der Roggen war mächtig gestiegen. Infolgedessen hatte S. einiges

Scheinwerfer.

Nochmals: Unkultur im schles. Schulleben.

Die Begründung des Urteils!

In vorliger Nummer berichteten wir eingehend darüber, daß der verantwortlicher Redakteur Richter zu achtzig Goldmark Geldstrafe wegen Beleidigung durch die Presse deshalb verurteilt worden ist, weil er den Hauptlehrer Kolibay in Wiese-Groeflich, gegen den unzählige Beschwerden und Anklagen wegen seiner Amtsführung vorlagen, wegen seines „lähmenden, herrschsüchtigen, eigennützigen und anstößigen Benehmens" einen Flachsmann II. nannte. Die Verurteilung erfolgte wegen „formeller Beleidigung", da dem Angeklagten der Wahrheitsbeweis vollkommen überzeugend glückte. Dem konnte freilich das Gericht nicht verschließen, denn in der sehr zahmen Urteilsbegründung kommt Herr Kolibay nicht gerade glücklich weg. Es wird dort Bezug genommen auf die (bei der Gerichtsverhandlung verlesenen) Personalakten Kolibays, in denen sich Beschwerden und Anklagen recht stattlich häuften; es heißt in der Urteilsbegründung:

> Ihr verlesener Inhalt, auf welchen hier Bezug genommen wird, erweist, daß der Hauptlehrer Kolibay oft genug in mehrfacher Hinsicht zu Klagen und Mißbilligungskundgebungen über seine Art und sein Verhalten Anlaß gegeben hat; und man kann den Angeklagten nicht für überführt erachten, daß er in seinem Zeitungsartikel nicht erweislich wahre Tatsachen verbreitet habe.

In anderer Stelle der Urteilsbegründung heißt es von Herrn Kolibay:

> ... jedoch hat er sich dabei zu Ausdrücken hinreißen lassen, die in dem Munde eines Erziehers der Jugend anstößig waren. ... Der Zeuge Brendel ... weiß ... noch, daß sie „sehr stark" und „in der Form bedenklich" waren.

Und weil der Angeklagte daraufhin Herrn Kolibay einen „Flachsmann" nannte, wird er zu 80 Goldmark verurteilt. Man geht einfach über den Wahrheitsbeweis hinweg und verurteilt wegen formeller Beleidigung, obwohl der Ausdruck „Flachsmann" ja gar keine Beleidigung, sondern eine (und in diesem Falle sehr berechtigte) Kritik darstellt. Und füglich wird man — wie man einen Bildungsschuster einen Flachsmann nicht nennen darf — einen schlechten Schauspieler in einer Wanderkritik als Komödianten oder einen unfähigen Redakteur als Schmock nicht mehr bezeichnen dürfen: das ist eine formelle Beleidigung — nach Ansicht des Breslauer Amtsgerichts. Auch die Regierung in Oppeln gibt scheinbar nichts auf die gegen Herrn Kolibay erhobenen Vorwürfe; denn sie versetzte ihn zur Belohnung für sein Benehmen als Rektor (!) nach Falkenberg.

Es bleibt schon dabei: jedes Land hat die Behörden und Lehrer, die es verdient. . . .

Der Ausnahmezustand in Thüringen.

Nach dem Einmarsch der Reichswehr.

Ein Bild vom militärischen Ausnahmezustand in Thüringen gibt eine Denkschrift, in der das thüringische Staatsministerium dem Landtag aktenmäßig das wesentliche Material unterbreitet. Hier findet sich alles, angefangen von der Verhängung des Reichspräsidenten, durch die am 26. September der militärische Ausnahmezustand über das Reich verhängt wurde, über eine Verordnung des Generalleutnants Hasse, des preußischen Befehlshabers in Thüringen, in der dieser unter dem 17. November als erste Handlung nach Übertragung der vollziehenden Gewalt gegen die Regierung anordnet, daß „die gesamten Schüler und Schülerinnen aller thüringischen Schulen, die am Buß- und Bettag an dem während der Schulzeit stattfindenden Gottesdienst teilnehmen wollen, schulfrei zu geben sind". Denn nach der Auffassung des Generals „entspricht es dem religiösen Bedürfnis der evangelischen Bevölkerung Thüringens, am Bußtag den Gottesdienst zu besuchen". Es ist das auch eine Art, die vielgepriesene Autorität des Staates und der Regierung zu heben, indem man auf diese Weise gesetzmäßige Anordnungen einer Landesregierung außer Kraft setzt.

Im übrigen bietet die Denkschrift auch sonst reiches Material zur Beurteilung der Zustände, wie sie sich unter dem militärischen Ausnahmezustand und nach dem Einmarsch der Reichswehr in Thüringen herausgebildet haben, und des Gegensatzes zwischen verfassungsmäßiger Landesgewalt und einer schärfer eingreifenden Militärmacht. Dabei hatte der Reichskommandeur ausdrücklich bestimmt, daß „sämtliche Behörden in ihrer Tätigkeit bleiben und der Gang der Verwaltung unverändert bleibt". Ein gleichzeitig ergangener Aufruf der Regierung an die Bevölkerung, „sich nicht zu unüberlegten Handlungen verleiten zu lassen, sondern ruhige und klare Überlegung zu bewahren und in allen Lagen streng den Weisungen der durch Verfassung und Gesetze berufenen Behörden des Reiches und des Landes zu folgen", hatte den vollen Erfolg, daß selbst beim unerwarteten Einmarsch der Reichswehr in Nordthüringen statt an die Südgrenze keinerlei bemerkenswerte Zwischenfälle sich ereigneten. Dennoch maßten sich die militärischen Unterbefehlshaber, so vor allen der Bezirksbefehlshaber Eisenach, Rechte zu Versammlungs- und Zeitungsverboten an, die von der Staatsregierung nur als schwere Übergriffe empfunden werden konnten.

Über das Treiben der rechtsradikalen Organisationen an der bayerisch-thüringischen Grenze hat das thüringische Staatsministerium am 31. Oktober beim Reichspräsidenten, beim Reichskanzler und Reichsinnenminister telegraphisch Vorstellungen erhoben und dem Reichspräsidenten anheimgestellt, den Schutz der thüringischen Grenze dem Reich zu überlassen. Diesen Stellen sowie dem Reichswehrminister und dem Wehrkreiskommandeur ging gleichzeitig ausführliches Material zu, das die Meldungen des an der südthüringischen Grenze eingesetzten Grenzschutzes sowie der Gendarmeriestationen enthielt. Dieses Material bestätigt nicht nur die vor wenigen Wochen von uns gemeldeten unhaltbaren Zustände, sondern ergänzt sie noch. So, wenn man aus den Meldungen erfährt, daß Ende Oktober dicht an der thüringischen Grenze je zwei Geschütze bei Burggrub, Sonneberg, Stockheim, Weißenbrunn und Schalkau und drei Geschütze bei Fechheim standen, während gleichzeitig in Heiligersdorf am Sonntag Artillerie exerzierte und zuvor zwei Feldgeschütze mit 80 Zentner Munition, zwei Minenwerfer und drei Maschinengewehre bei einem Gutsbesitzer Ludloff untergebracht waren. Interessant ist auch der Inhalt einer telephonischen Mitteilung des Kreisdirektors in Sonneberg an den Staatsminister Frölich vom 6. November. Danach kamen in jenen Tagen Hunderte von Flüchtlingen über die Grenze, Lebensmittel wurden von Bauern nach Sonneberg nicht mehr durchgelassen. Kartoffeln aus Pommern, für Sonneberg bestimmt, beschlagnahmt, ebenso Vieh und Wurst für den Konsumverein.

Rund um den Schwindel der Wertbeständigkeit.

Die wirrene Währungsverhältnisse — Heraufgesetzte Goldpreise — Was ist der Dollar wirklich wert? — Ein Vexierbild „Besserung unserer Mark" — Die Gehälter.

Es ist heutzutage recht beschwerlich, sich durch die deutschen Wirtschaftszustände hindurchzufinden. Das Bild ändert sich von Tag zu Tag, und besonders sind unsere Währungsverhältnisse so verworren, daß man schon ein wirtschaftspolitisches Genie sein muß, um in puncto Soll und Haben des Deutschen Reiches klar zu sehen. Eins nur scheint festzustehen: daß die Papiermark endgültig abzuwirtschaften beginnt, um einer neuen Währung Platz zu machen. Einer? Das ist wohl etwas zu viel gesagt; denn wir verzeichnen augenblicklich: Goldanleihe, Dollarschatzanweisung und Rentenmark als handelsübliche Zahlungsmittel — ganz abgesehen davon, daß allüberall noch vielfältiges städtisches und provinzielles Notgeld kursiert, das sich lediglich dem Stand der Goldanleihe automatisch anpaßt, da es durch diese gedeckt ist. Alle diese neuen Zahlungsmittel sind wertbeständige, d. h. sie sind einem ganz bestimmten Sachwerte angepaßt, der sich natürlich nie ändern kann; für die Rentenmark ist z. B. unser gesamter Grund und Boden „verhaftet".

Das ist — theoretisch — soweit alles ganz gut und ganz schön; es fragt sich nur, wie diese Wertbeständigkeit in Praxis aussieht. Und da ergeben sich mit einem Male ganz andere Bilder, viel furchtbarer, als man im allgemeinen ahnt. Denn das Volk in seiner großen Mehrheit kennt nach wie vor nur die Papiermark als Zahlungsmittel, die wenigen Goldmark, die in seinen Besitz kommen, müssen doch bald wieder ausgegeben werden, um des Leibes tägliche Nahrung und Notdurft zu befriedigen. Die Masse hat also nur wenig Gelegenheit, sich mit dem Wert oder Unwert der Goldmark zu beschäftigen. Trotzdem aber hat sie das eine wahrgenommen: daß mitunter die Goldmarkpreise ganz gehörig heraufgesetzt wurden. Wie reimt sich aber das zusammen, daß auf der einen Seite die Goldmark wertbeständig sein soll und auf der anderen für ein Stück Stoff oder irgend welches Lebensmittel z. B., das sich nicht verändert, plötzlich einige wertbeständige Goldmark mehr bezahlt werden müssen als vorher?

Die Erklärung ist einfach die, daß unsere Goldmark nicht wertbeständig ist. Denn wenn — wie in den letzten Tagen — die Tschechenkrone, der holländische Gulden und der Schweizer Franken — Valuten wirtschaftlich starker und gesunder Länder — im Vergleich zum allein seligmachenden Dollar im Kurse zurückgegangen sind: um wieviel eher ist, bei den wirtschaftlich mißlichen Verhältnissen Deutschlands, da nicht die Möglichkeit gegeben, daß die Goldmark sinkt. Das wird doch selbst Herr Dr. Schacht, unser Währungskommissar, nicht behaupten wollen, daß die Goldmark stabil ist; warten wir ab, bis die Papiermark endgültig verschwunden sein wird, und wir werden sehen, wie sich die Goldmark entwickeln wird. Denn daß man in Newyork für die Goldmark — die schließlich auch nur aus Papier ist — ebenfalls nicht mehr Interesse aufbringen wird wie für die Papiermark, das ist wohl jedem klar, der sich einigermaßen in unserer Finanzpolitik auskennt.

Wie ist aber die Erhöhung der Goldmarkgrundpreise zu erklären? Auch nicht schwer; ein kleines Beispiel mag genügen. Zu der Zeit, als in Deutschland der Kurs für die Dollarschatzanweisung künstlich auf 420 Milliarden gedrückt wurde, wurde von den Goldankaufsstellen für ein Zwanzigmarkstück (gleich einem englischen Pfunde) bereits sechundvierzig Billionen gezahlt, das entspricht einem Dollarstande von etwa sieben Billionen. (Höher also noch wie heute.) Wer also etwas Gold besaß, verkaufte es, wenn er klug war, schnell; mit dem gelösten Gelde ging er nun hin zum nächsten Kaufmann und handelte sich etwas ein. Der Kaufmann aber mußte seine Ware nach dem inländischen, von der Regierung diktierten Dollarstande (gleich 420 Milliarden) verkaufen, der für ihn ja maßgebend war. Einkaufen jedoch mußte derselbe Kaufmann vom Fabrikanten oder Großhändler nach Weltmarktpreisen, die aber dem Dollarkurse von sieben Billionen entsprach. Was also blieb, wollte er nicht pleite machen, ihm letzten Endes übrig, als die Goldmarkpreise heraufzusetzen, genau so, wie er ehedem die Papiermarkpreise hinaufgesetzt hatte? Schuld an diesem Verfahren hat aber weder der Fabrikant noch der Großkaufmann oder der Detailhändler, sondern lediglich die unglückliche Finanzpolitik der Regierung, die diese vielfältigen Kurse erst ermöglicht. Im Grunde genommen bedeutet jedoch die Erhöhung der Goldmarkpreise nichts anderes, als die Entwertung der Goldmark; denn wenn ich heute für ein und dasselbe Objekt diese und morgen jene Goldmark bezahlen muß, kann von deren Wertbeständigkeit nicht mehr die Rede sein.

Kurios.

In den letzten Tagen durchlief die Nachricht die Presse, unsere Mark soll sich im Auslande gebessert haben. So daß nur die Frage offen bleibt: wo unsere weisen Herren Handelsredakteure ihr bißchen Hirn hin verlan haben. Denn abgesehen davon, daß ein Grund zur Besserung der deutschen Mark durchaus nicht gegeben ist — insofern als unsere wirtschaftspolitischen Verhältnisse verworrener sind als je zuvor —, wird nämlich unsere Mark im Auslande schon seit langem nicht mehr notiert und gehandelt, was jeder weiß, der sich mit diesen Dingen auch nur flüchtig beschäftigt.

Und die Gehälter.

Durch die Einführung der Goldmark wurde jedem mit einem Schlage klar, wie groß und entsetzlich die Teuerung in Deutschland ist. Diese Erkenntnis wirkte um so erschütternder, als wir bis dahin eine Scheinhochkonjunktur hatten: und plötzlich müssen wir einsehen, daß bei uns eine Teuerung herrscht, die etwa das vier- bis fünffache der Friedenspreise beträgt. In dieser Hinsicht zeichnet sich besonders unsere Landwirtschaft aus, die in puncto Preisfordern das Menschenmöglichste leistet.

Und in krassestem Gegensatz dazu stehen die Gehälter und Löhne, die heutzutage den Beamten, Angestellten und Arbeitern gezahlt werden. Hier haben es nämlich die tüchtigen Herren Arbeitgeber verstanden, die Gehälter auf etwa ein Drittel des Friedenseinkommens herunterzudrücken. Dieses generelle Vorgehen des Kapitals gegen die Arbeitnehmer ist so ungeahnt das Unverschämteste, was in dieser Hinsicht je geleistet worden ist; auf der einen Seite vier- bis fünffache Preise, auf der anderen ein Drittel für Gehälter und Löhne. Unter solchen Voraussetzungen läßt sich's selbstverständlich in der Republik Deutschland leben. Die Herren vergessen dabei nur eins: ganz abgesehen davon, daß die Gärung im Volke sehr groß ist, werden sie eines schönen Tages mit ihren Produkten dastehen, da das Publikum sich einfach nichts mehr wird kaufen können, und das Wenige, was verdient wird, zum Essen und Trinken gebraucht werden wird. Der Bumerang, den die Unternehmerschaft gegen das Arbeitnehmertum zu schleudern gedachte, fällt letzten Endes auf sie selbst zurück. Zu gönnen ist es ihr schon.

Schließlich wird noch bekannt, daß die Arbeitgeber 35 pCt. Zuschlag zu den Gehältern bewilligt haben. Groß werden sie sich nicht darüber aufregen: denn wenn ihnen diese Ausgabe zu viel wird, strecken sie ganz einfach die Arbeitszeit. So oder so: man findet noch immer einen Ausweg, damit man nur nicht von seinem Verdienst herunter zu gehen braucht. Und wenn flugs ein paar Menschen am Wege verhungern . . .

Denn nach wie vor geht in Deutschland die Staatsgewalt vom Volke aus.

Doctor.

...chkeitsfreunde mit nach Hause genommen, um den Gewinn zu ...n. Nun wollte es das Unglück, daß eine Freundin zu Cilly ...kommen war, um mit ihr ins Kino zu gehen. S. das hören ...r befehlen: Du bleibst! war eins; erstens wollte er doch seinen ...nden seinen Herr-im-Hause-Standpunkt beweisen, und dann ...te Cilly die Honneurs als Hausfrau machen, und drittens ...r er schon etwas angeheitert, alldieweilen man schon bei ...kforth den Meibach begossen hatte. Cilly hatte aber auch einen ...schönen Dickkopf; sie sagte nur kurz: „Ich gehe", ohne dabei ...s Wies zu wollen. Darob häusliche Szene mit dem Schlußeffekt, daß S. drohte: „Wage ja nicht, noch einmal meine Schwelle zu betreten!"

Nun ist das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens von Jugend auf, und die Freunde hatten auch nichts ...geres zu tun, als S. zu hänseln und verhohnepipeln: Ich ...nte, sie frißt Dir aus der Hand — Du scheinst doch nicht mit ...r machen zu können, was Du willst. — Und so. Das kränkte ...ährend S., und er erwiderte herrisch: Ich werde es Euch ...weisen! Und als Cilly nun wirklich nicht nach Hause kam, ...ndern bei ihrer Freundin schlief, und als die Freunde weiter ...ten: Paß auf, die kommt nicht wieder, da fühlte sich S. in ...ner Ehre öffentlich gekränkt und schrieb an Cilly einen Brief, ...er mit den klassischen Worten begann: Ich komme gerade vom ...tagessen . . ., und in dessen weiterem Verlauf sie gebeten ...urde, doch ja wieder „in die Arme ihres unglücklichen Walter" ...zurückkommen. Und sie kam, nachdem sie ihre Ankunft vorher ...ephonisch avisiert hatte. Es war am Abend eines Freitags, ...ohl S. hatte seine Freunde davon benachrichtigt und sie gebeten, ...Hofe seines Hauses der Dinge zu warten, die da kommen ...llten. Zu welchem Zwecke er eine Leiter zur Verfügung gestellt hatte. Denn er wohnte nach dem Hofe hinaus, so daß es ...der Dunkelheit nicht weiter auffiel, wenn plötzlich von einer ...Leiter aus in eine Parterrewohnung gelangt wurde. Und also ...geschah es. Als Cilly eintrat, schien S. überglücklich, daß sie um ...Verzeihung und bat sehr reumütig, so daß das Mädel ob solcher ...Zerknirschung tief gerührt war und ihm großmütig die Lippen ...zum Kusse der Versöhnung bot. Nun war das Glück vollständig; ...er markierte eine Leidenschaft, wie Cilly sie vorher nie bei ihm ...bemerkt hatte. Und als S. ihr zärtlich die Kleider zu lösen begann, da hörte sie gar nicht — zumal es auch behutsam geschah —, ...daß draußen leise eine Leiter angestellt wurde und drei Gesichter am Fenster erschienen, die Freundeskreis wahrnahmen, was der Chronist aus Gründen des Anstands verschweigen muß. So sieht der Kavalier Werner S. in Wirklichkeit aus: schamlos, gemein, ohne Ehre.

Aber damit nicht genug: als S. sein Werk vollbracht hatte und Cilly glaubte, nun wieder in ihre alten Rechte eingesetzt zu werden, deutete er höhnisch auf die Gesichter am Fenster und erklärte ihr mit zynischer Offenheit seine ganze große Gemeinheit. Und da schlug er sie, trat sie, spie sie an, sich gar keinen Zwang mehr auflegend, mehr Tier als Mensch; und als er sie, nachdem er ihr noch die Kleider zerrissen und den Hut zertrampelt hatte, in diesem Zustand hinausgeworfen hatte, erklärte er schadenfroh seinen Freunden, die von diesem Benehmen nicht sehr entzückt und durchaus verlegen waren, obwohl nicht viel besser als S.: Der habe ich es jetzt richtig gegeben! Was sagt Ihr nu? . . . Das alles geschah an einem Freitag abend in der Wohnung des Getreideschiebers Walter S., während durch das Fenster der Getreidehändler N—n und die Kaufleute (lies: Schieber) Z—y und H—k hereinschauten. Zustand 1923.

Das aber ist noch nicht alles. Nach einigen Wochen plötzlich bekam S. einen Brief aus Stettin, wohin Cilly zu ihren Eltern zurückgekehrt war. In diesem Briefe war zu lesen, daß Cilly sich — Mutter fühle und ihn um seinen Rat bitte, da er der Vater sei. Ein anderer komme nicht in Frage, da sie seit nach jenem schlimmen Freitag abend keinen Mann mehr gehabt habe, da sie sich jetzt davor ekele und sofort zu ihren Eltern gereist sei. Auf diesen Brief reagiert S. erst gar nicht, nonchalant wie er war. Bis eines Tages Cilly wieder in Breslau auftauchte und S. geraden Wegs aufsuchte und ihn bat, sich doch ihrer anzunehmen und sie ehrlich zu machen. Ein Stein hätte sich ihrer erbarmt, aber S., der große Kavalier, blieb kalt wie eine Hundeschnauze und warf sie schließlich noch hinaus: Mach, was du willst, aber laß mich in Ruhe!

*

Zeitungsmeldung aus den „Neuesten Nachrichten": Am Wehr wurde die Leiche eines jungen Mädchens angeschwemmt, die noch nicht lange im Wasser gelegen haben muß, da die Papiere in der Handtasche noch lesbar waren. Danach handelt es sich um die 22jährige unverehelichte Cilly R . . . aus Stettin. Die Leiche wurde in das Leichenschauhaus überführt.

*

Als S. das las — seine Freunde wiesen ihn grinsend darauf hin —, überlief es ihn doch kalt. Aber dann atmete er erleichtert auf: der Fall war für ihn erledigt. Er ging eben über Leichen, wenn es darauf ankam. Mit einem Schnaps spülte er schließlich die Zeitungsmeldung hinunter . . . — Zum Begräbnis schickte er sogar einen Kranz . . .

Er war doch stets ein großer Kavalier gewesen.

In nächster Nummer wieder ein interessantes Kapitel der Kleinburger Skizzen.

Beim Hundezüchter.

Eine Szene von Jal.

Züchter Wuppke ist im Zwinger mit Füttern seiner Lieblinge beschäftigt. Ein freudiges Wau-wau ertönt aus vielen Hundekehlen.

Eine in etwas aufdringliche Eleganz gekleidete Dame tritt ein.

„Bin ich hier recht bei Herrn Dresseur Wuppke?"

„Ganz recht, jnädige Frau, der bin ich selber. Womit kann ich dienen?"

„Ach, ich hätte gern einen guten Wachthund. Ich bin nämlich viel allein, und da ist doch so ein Tier ein guter Schutz. Man wird doch ein bißchen ängstlich, wo jetzt so viel passiert."

„Jewiß doch, jnädige Frau. 'n scharfer Hund is mehr wert wie drei Maschinenjewehre. 'n Maschinenjewehr kann nämlich versagen, 'n Dressierter von mir versagt aber nie, das ist der Witz. Wie wärs denn mit dem hier?"

Wuppke tritt an eine Box. „Original Dobermann, prima Stammbaum. Der ist unbestechlich und jewöhnt sich auch an keinen anderen. Zerreißt jeden in Stücke, der Ihr Zimmer betritt."

Die Dame wird etwas verlegen. „Sollte der nicht etwas zu scharf sein?"

Der Händler lächelt: „Das hab' ich in meiner Praxis schon öfter erlebt, daß meine Zöglinge zu scharf sind. Da sieht man eben, wie gut Wuppke-Dressur ist. Da is also mit dem Dobermann nichts zu machen. Der is nachts nich zu halten und packt beim leisesten Geräusch zu. Aber hier habe ich eine dreijährige Mastiff-Dogge. Die jewöhnt sich an Frauchen und Herrchen, is stark und von reinster Rasse. Und äußerst mannfest."

Die Dame zögert. „Ein schönes Tier, ein wirklich schönes Tier. Aber — glauben Sie nicht, daß es sich an späten Besuch — ich habe nämlich einen Vetter, der kommt manchmal noch vom Nachtdienst — —"

Wuppke versteht. „Mit der Dogge ist da nichts zu machen. Da müßte man sie nochmal gänzlich umdressieren, und ob's Erfolg hat, is auch nich sicher. Dann nehmen Sie lieber hier den Schäferhund. Der jewöhnt sich an Dreie." Prima Siegerblut und tadellos jebaut."

Die Dame sieht sich verlegen um.

„Jefällt er Ihnen nich, jnädige Frau?"

„Doch, doch, nur ich befürchte, es könnte was passieren, wenn sich das Tier nur an uns Drei gewöhnen wollte. Mein Mann ist ja oft auf Reisen, und wenn mein Vetter Nachtdienst hat, dann . . ."

Wuppke sieht die Dame eine ganze Weile mit einem Blicke wachsender Erkenntnis von oben bis unten an, dann sagt er:

„Ich glaube, für Sie, Jnädigste, is es am jeeignetsten, wenn Sie 'n Ladenhund nehmen, der uff Kundschaft dressiert is."

Thalia-Theater.

„In Ewigkeit — amen." Der Totensonntag veranlaßte die Direktion zur Unterbrechung der Possenserie durch das ernste Gerichtsstück von Wildgans. Der österreichische Einakter hat eine gute Tendenz und wird belebt durch die Ergebnisse einer scharfen Milieuschilderung, die aber zuweilen daran leidet, daß der geschickt und handfest arbeitende dramatische Zimmermann nicht immer den Nagel auf den Kopf trifft, sondern mit Übertreibungen in der Charakteristik der Hauptperson, des Untersuchungsrichters, auch daneben haut. Das ist die Folge einer gewissen Theatralik, die sich schon im Titel ankündigt. Von besonderem Reize war die Tatsache, daß die beiden Direktoren des Thaliatheaters, die Herren Barnay und Stössel, in scharf ausgeprägtem und doch maßvollem Spiel und Gegenspiel wetteiferten. Herr Stössel, dessen Domäne die Operetten- und Possenkomik ist, bewies dabei auch seine Befähigung zur ernsten, schlicht menschlichen Erfassung eines Types aus dem Wiener Kleinbürger- und Armeeländertums. Dieser Verzicht auf Verzerrungen und extemporierte Knalleffekte war erfreulich. Wesensecht im Gebaren und Reden waren Fräulein Baderle, Herr Meyn und Herr Fink. Unter Barnays sorgfältiger Spielleitung taten noch die Herren Belt, Kahn und Hagen mit. — Dem Einakter ging ein kleines Lieder- und Arienkonzert voran, durch das Frau Dannenberg und Herr Trostorff starke Beifallsechos erweckten. Herr H. Grieger war der ungenannte Klavierbegleiter. Dr. P. R.

Konzerte.

Da auch das zweite Konzert der „Vereinigung zur Pflege zeitgenössischer Musik in Breslau" unter den ihr günstigen Auspizien des Musikalischen Institutes der Universität (weshalb „bei" der Universität?) stattgefunden hat, so darf man annehmen, daß sich jetzt dieses Bündnis endgültig vollzogen hat — zum Vorteil für unsere Musikkultur und das akademische Leben. Die am Anfang der Vortragsfolge stehende Sonate in cis-moll ist ein Jugendwerk des Wieners Egon Kornauth: gediegene, liebenswürdige, gewandt gefeilte Musik ohne persönliche oder zeitgenössische Eigenart. Sie hätte wohl stärker gewirkt, wenn der Bratscher Bruno Janz mehr Temperament und Musizierfreude aufgebracht hätte, wenigstens so viel wie der Pianist E. A. Völkel. Die „Fantasia contrapuntistica" von Busoni reichlich mir sehr ausgedehnt, aber satztechnisch reich entwickelt und großenteils interessant. Ich kann mein Urteil nicht für bindend erklären, da mir der vielgliedrige Organismus ohne die Notenvorlage nicht ganz klar geworden ist. Friedlich schoben sich vor Busonis Werk, das die Herren Dohrn und Wolfes vortrefflich wiedergaben, sieben Lieder seines Gegners Hans Pfitzner. Sie sind zum Teil poesie- und stimmungsvoll, anderenteils aber müde und monoton. Am meisten gilt das von „Huttens Kerker", in dem es gar langweilig zugeht. Das lag vielleicht auch daran, daß Herr L. A. Neumann weder als Sprecher noch als Sänger und Gestalter günstig disponiert war. Dr. P. R.

Hermann Rovinski, der Solist im 4. volkstümlichen Konzert des Orchestervereins, könnte auch höhere Ansprüche, als sie an einem „volkstümlichen" Abend üblich sind, befriedigen. Die Technik ist sehr gut, der Anschlag modulationsfähig und das Temperament ausdrucksreich. In Chopins As-dur-Ballade trat er freilich nicht immer den rechten Balladenton. In Beethovens G-dur-Konzert stand er imponierend auf der Höhe seiner Aufgabe, trotz kleinen Unstimmigkeiten mit dem Orchester. Die Übertreibungen in seinem Gebaren wird er sich abgewöhnen müssen. Herr Wehr interpretierte die 4. Symphonie von Brahms mit dem besten Verständnis ihrer Eigenarten. Im 1. Satze war ein verfrühter Trompeteneinsatz vor der Reprise ebenso störend wie die knallige Tongebung der 1. Trompete. Dr. P. R.

Filmschau.

B.-K.-Lichtbildbühne. Des großen Erfolges wegen ist die Spielzeit des Filmwerks „Schatten" um eine Woche verlängert worden.

Die Fledermaus-Lichtspiele bringen in dieser Woche wieder ein ganz großes Programm: der Joe-May-Großfilm „Tragödie der Liebe" läuft über die Leinwand, mit Emil Jannings, Mia May und Erika Gläßner in den Hauptrollen. Besonders Jonnings ist es, der in diesem Film wieder seine herrliche Kunst strahlen läßt, jedem Zuschauer eine Freude. Der Film ist unter großen Schwierigkeiten und mit erheblichen Unkosten hergestellt, die Handlung ist äußerst spannend und darstellerisch hinreißend bewältigt, so daß der Besuch der Fledermaus-Lichtspiele jedem, aber auch jedem zu empfehlen ist.

Bücherschau.

Von der Monatsschrift „Das Leben" liegt jetzt Nr. 6 vor. Der packenden Serie von Peter Vandreys Abenteuern setzt Georg Fröschel den „Schlußpunkt" auf: Die atemraubende Erzählung von der Hochzeit, bei der der Bräutigam — fehlt . . . und die Braut — entführt wird. Im selben Heft wird die Reihe abenteuerlicher Geschichten fortgesetzt, deren Held Ralph van Alst ist, und die den Vorzug haben, tatsächlich erlebt worden zu sein. Eine reizende Novelle „Sebastian Wimpferls Abkurs" führt in die Kulissen des Films. Außerdem enthält „Das Leben" viele andere kurze und längere, lebensvolle Geschichten, durchaus spannend und amüsant zu lesen sind. Wir nennen Titel wie „Die chinesische Truhe", „Die Dame vom See", „Geburt der Venus", „Zwei Herren aus Amsterdam"; ... wie Paul Rosenhayn, Henry F. Urban, Paul Zech. ... wohnter vornehmer Ausstattung, mit ansprechenden ... strationen erster Zeichner, kommt dieses Heft auch verwöhnten Ansprüchen entgegen.

„Das Leben" (Leipziger Verlagsdruckerei, Leipzig, Johannisgasse 8) ist durch alle Buchhandlungen und im Straßenhandel zu beziehen und kostet 1,20 Mark, multipliziert mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins.

Täglich 4 Uhr | Fledermaus Lichtspiele Ohlauer Stadtgraben 21 Dir. Ferd. Hund | Letzte Vorstellung 8½ Uhr

Alles steht im Schatten!

Die Tragödie der Liebe

Die Liebestragödie in vier Teilen:
eines reinen Herzens, einer Dirne, eines Sklaven seiner Leidenschaft, eines Mörders, der keinen Mord beging
mit
Mia May Erika Glässner Emil Jannings
1. Teil: 30. November bis 6. Dezember
Jeder Teil eine ganze Woche!
Vor jedem Teil vollständige Wiederholung d. vorangegangenen Teils

Glänzendes Beiprogramm

Erstklassiges Kammer-Orchester mit 10 Mann Besetzung. Leitung: Kapellmeister Happner, haben in Original-Zusammenstellung auf die Fledermaus Lichtspiele
Gleichlautende Orchester-Reklamen sind eine bewusste Irreführung des Kino Publikums

Wochenspielplan v. Sonnabend, 1. Dezember bis Sonntag, 9. Dezember 1923

Lobe-Theater.

Sonnabend, 1. Dez. 7½ Uhr — Zum 1. Male „Tannhäuser Parodie" von Nestroy
Sonntag, 2. „ 7½ „ — „Tannhäuser Parodie" von Nestroy
Sonntag, 2. „ 3½ „ — Nachmittags-Vorst. „Ein Teufelskerl"
Montag, 3. „ 7½ „ bis einschließlich Freitag, 7. Dez. 7½ „ — „Peer Gynt" Musik von Griog
Sonnabend, 8. „ 7½ „ — Gastspiel Käte Dorsch „Nora von Ibsen"
Sonntag, 9. „ 7½ „ — Gastspiel Käte Dorsch „Nora von Ibsen"
Sonntag, 9. „ 3½ „ — „Ein Teufelskerl"

Thalia-Theater.

Sonnabd., 1. Dez. 7½ Uhr — Zum 1. Male „Die spanische Fliege"
Sonntag, 2. „ 7½ „ bis einschließlich Sonnabd., 8. Dez. 7½ Uhr — „Die spanische Fliege"
Sonntag, 2. „ 3½ „ — „Charleys Tante"
Sonntag, 9. „ 3½ „ — „Der müde Theodor"

Stadt-Theater
Freitag 7½ Uhr: Die Nachtglocke
Hierauf: Klein Idas Blumen.
Sonnabend 7 Uhr: Carmen.

Schauspielhaus.
Operettenbühne. Tel. R 2646.
Heute und täglich 7½ Uhr: Gastspiel Edith Karin
Der Günstling der Zarin.
Sonnt. nachm. 3½ Uhr: Die kleine Sünderin.

Friedeberg
Jeden Donnerstag ab 8 Uhr Tanz
Jeden Sonntag ab 6 Uhr Grosser Tanz
Auftreten unserer Kunstkräfte

Marmorhaus
Täglich 7½ Uhr: Intern. Varieté

Konzerthaus Zoo
während der Wintersaison wochentags im kleinen Saal
Konzert
Sonntags im grossen Saal und im Moccahaus
Grosses Streichkonzert
Leitung: Musikdirektor Artur Galaske
Jeden Dienstag
Solisten-Konzert.

BK Lichtbildbühne
Breslauer Konzerthaus, Gartenstraße 41
Der große Erfolg
Schatten
täglich ausverkauft, daher eine Woche verlängert.
Beginn 5, 6¾, 8¾, Sonntag 3 Uhr
Theater gut geheizt

MOZARTSAAL
Dienstag, den 4. Dezember 1923, abends 8 Uhr
Konzert
von Schülerinnen und Schülern der Gesangschule Hecker
Karten an der Abendkasse

Mittwoch, 7½ Konzerthaus
Sinf.-Konz. d. Kl. Orch.-Vereins.
Leitung: Robert Röhricht.
Mitwirkende: Felicia Pessner.
Karten: Heinauer und Abendkasse.

Kurgarten Kleinburg
Jeden Sonntag und Dienstag.
Vornehmer Tanz.

Konzerthaus Wappenhof
Sonntag, den 2. Dezember:
Ab 6 Uhr: Wappenhof-Ball
Dienstag: Donnerstag: Ball verkehrt — Eisbeinessen

Lunapark, Morgenau
Sonntag: Grosser Ball
Dienstag, Donnerstag: Verkehrter Ball
Omnibusverkehr ab Mauritiusplatz

Residenz-Café
am Tauentzienplatz
Vornehmstes u. schönstes Familienlokal
Täglich von 4 Uhr an
Konzerte

Das größte Ereignis für Breslau ab 1. Dezember im Marmorhaus
Uraufführung
The-Va-Ki
Persönliches Gastspiel Charlie Chaplin

Bonbonnière
Jeden Dienstag ab 8 Uhr Tanz.
Jeden Sonntag ab 6 Uhr Grosser Tanz
Tägliche Darbietungen

Circus Straßburger
Täglich 7½ Uhr
Sonntags 3½ u. 7½
Sonntag 10—1 Uhr: Tierschau, Probe, Ponyreiten, Konzert

SCHAUBURG Victoria-Theater
Täglich 8 Uhr Gastspiel
Blatzheim
Familie Raffke
Schwankoperette Text von Zerlett Musik von Leuen mit Lotte Rexin

Klavier
zu kaufen gesucht. Angebote mit Preisangabe unter O. E. an die Exped. d. Zeitung.

Josef Karl Lehnart
Strick-, Wirk-, Webwaren
BRESLAU, Neue Sandstr. 14
Zweigniederlassung:
Beuthen OS., Tarnowitzerstr. 8
Alleinverkauf f. Trama-line-Strümpfe.

Kaufe laufend wegen dringenden Bedarfs
Brillanten, Gold-, Silber-, Platin-
Bruch und -Gegenstände in jeder Form und Menge, ausländ. Gold- und Silbermünzen, alte Gebisse und einzelne Zähne mit Platinstiften, Brennstiften
und zahle gute Preise
Emilie Tauchmann
Breslau 16, Tiergartenstr. 47.
Telefon Ohle 7678.

Ankauf Brillanten Platin-Gold-Silber in jeder Form u. Menge
Juwelier u. Goldschmiedemstr.
Paul Vogel
Breslau I.
Schweidnitzerstr. 53. Im Hause Café Schuster
Fritsch-Bader-Borden

Ankauf von
Brillanten, Juwelen, Uhren
Platin-Gold-Silber.
Bruch-Gegenstände, Ringe, Ketten künstl. Gebisse, einzelne Zähne etc
nur zum vollen Tageskurs
Edelmetall-, Juwelen-Ankauf
GUNTHER,
Friedrich-Wilhelmstr. 24 II
Anerkannt höchstzahlende Stelle
Kein Laden

Sammeln Sie die Briefmarken Ihrer täglichen Korrespondenz! Ich zahle Ihnen f. die jetzt im Kurs befindlichen Aufdruckmarken per Stück 1000 Mark.
Hermann Böhm, Breslau I, Karlstr. 28

Brillanten
Platin Gold — Silberbruch
Uhren, Perlen, Werte jeder Art kauft
Felix Sonnenfeld, Breslau
Ohlauer Str. 46, II., Eing. Neue Gasse

Lombardmäßig mit 6% Zinsen
Ankaufstelle
Wilhelm Luda, Sonnenstrasse 7
kauft wie bekannt ständig:
Brillanten, Gold-, Silber-, Platin-Bruch, alte Gebisse, auch einzelne Zähne, sowie Uhren, Ketten, Bestecke und Tafelsilber, Brennstifte, Dubios usw.
Im eigenen Interesse bitte die in meinem Geschäftslokal aushängenden Preise gefälligst einsehen zu wollen.
Wertabschätzung gratis ohne Verkaufszwang.
Ausschneiden!
Genau auf Firma und Hausnummer achten!
Ohne jegliches Steuerabzug
Geöffnet von 9—7 Uhr

Alte künstliche Gebisse auch einzelne Zähne
Gold- u. Silber-Bruch, Platin
zum höchsten Tagespreise Einkauf täglich von 9—6 Uhr
Hielscher, Tauentzienstr. 65, 2. Etage
Telefon Ohle 549.

Teppiche Gardinen
Größte Auswahl.
Bekannt solide Preise.
Wir unterhalten keine Filialen.
Jos. Spanier & Sohn
nur Ohlauerstr. 45 Ecke Promenade

Herausgeber und Chefredakteur: Hans Hanteda-Fleischmann; verantwortlich für die gesamte Redaktion: i. V. Siegfried Richter; Fernsprecher Ring 1897 für Inserate: i. V. E. Bellenbaum. Verlag: H. Fleischmann. Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich), Breslau.

Der Majoratsherr als Einbrecher.

Wilhelm v. Keudell, der Sohn des ehemaligen Oberceremonienmeisters des Kaisers, gegen den mehrere Strafverfahren wegen verschiedener Einbrüche sowohl bei der Strafkammer des Landgerichts III in Berlin, als auch vor der Jugendkammer in Kassel schweben, und der sich seit nahezu Jahresfrist in Untersuchungshaft befindet, ist jetzt Majoratsherr des v. Keudellschen Familienguates Schwebda bei Eschwege geworden. Dadurch ergibt sich für das vor der Strafkammer in Kassel anhängige Verfahren eine eigenartige Lage.

v. Keudell wird beschuldigt, in seinem eigenen Schloß eingebrochen und ein Eigentum gestohlen zu haben. Die Polizeibericht, fand im Dezember vorigen Jahres ein von mehreren Personen verübter verwegener Einbruch im Schloß Schwebda statt. Die Diebe waren die Fassade hochgeklettert und vom Dach aus in das Schloß eingedrungen; sie hatten wertvolle Kleinodien und Bilder des Kaisers und der kaiserlichen Familie mit eigenhändigen Widmungen gestohlen. In Berlin waren Dutzende und zahlreiche Juwelendiebstähle von einer organisierten Bande verübt worden, insgesamt sollen es 600 Diebstähle gewesen sein. v. Keudell ist nach der Anklage Mitglied dieser Diebesbande gewesen und hat sich an verschiedenen Einbrüchen beteiligt, er ist auch selbst nach einem Einbruch erwiesen worden. Damals wurde einer dänischen Dame eine Perlenkette gestohlen, nach deren Verbleib die Kriminalpolizei noch heute fahndet. Es soll sich um ein Werkstück von seltener Schönheit handeln.

Daß v. Keudell noch nicht abgeurteilt ist, und daß er jetzt nach dem Tode seines Vaters das Majorat als Untersuchungsgefangener antreten kann, verdankt er lediglich dem Umstande, daß sein Verteidiger die Vertagung der letzten Verhandlung gegen ihn durchsetzte, indem er die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten anzweifelte. v. Keudell ist inzwischen von mehreren Gerichtsärzten auf seinen Geisteszustand untersucht worden. Er war bereits früher einmal von seinem Vater in Herzberge untergebracht worden, von wo er als geheilt entlassen worden war.

Er ist auch bisher nicht entmündigt, sondern steht unter vorläufiger Vormundschaft eines Bruders seines Vaters. Die Verwaltung des Vermögens ist ihm dadurch entzogen, wenn er auch formell Majoratsherr geworden ist.

Es wird jetzt ein Kampf um das Majorat entbrennen. Der Gläubiger, der die Interessen des jungen Majoratsherrn vertritt, befindet sich jetzt in einer merkwürdigen Zwangslage. In dem Strafverfahren wegen der Einbrüche sucht er mit Hilfe des Alibi sich aus der Schlinge zu ziehen, während ihm dieser Schutzgarantie ein Zivilprozeß um das Majorat sehr ungelegen kommt. Ein Spiel des Schicksals war es, daß an demselben Tage, an dem das Gericht die Untersuchung des Angeklagten auf Grund von der Verteidigung gemachten Einwand beschloß, der Vater verstorben ist.

Wir sind die Herren!

In Halle streikten kürzlich die Braunkohlenbergarbeiter; der Streik wurde jedoch durch eine Entscheidung des Schlichtungsausschusses beigelegt. Den Herren vom Arbeitgeberverband aber paßte offenbar der Schiedsspruch nicht, denn sie ließen folgendes Rundschreiben los, das jetzt der „Vorw.“ veröffentlicht:

Unterverband Halle des Arbeitgeberverbandes für den Braunkohlenbergbau.
Rundschreiben Nr. 201 Hi.

Halle a. S., den 15. November 1923.

Betr.: Schiedsspruch über die Beendigung des Streiks.
An alle Mitglieder!

Im Auftrage des Herrn Vorsitzenden teilen wir Ihnen folgendes mit:

1. Der am 31. Oktober d. J. unter Vorsitz des Oberregierungsrates Dr. Tiburtius gefällte Schiedsspruch über die Beendigung des Streiks ist für verbindlich erklärt worden.

2. Der Arbeitgeberverband für den Braunkohlenbergbau hat beschlossen, den Schiedsspruch sowohl als auch die Verbindlichkeitserklärung als nicht geschehen anzusehen. Er hat ferner im Einverständnis mit der Gewerkschaft Bruckdorf-Nietleben eine Feststellungsklage gegen den Bergarbeiterverband dahin erhoben, daß festgestellt werden soll, ob der Bergarbeiterverband berechtigt ist, aus dem Schiedsspruch gegen die Gewerkschaft Bruckdorf-Nietleben Rechte herzuleiten.

3. Die Mitglieder werden ersucht, wenn sie von Behörden oder von den auf Grund des Schiedsspruches eingesetzten Schlichtungsstellen angegangen werden, auf die Feststellungsklage und das laufende Gerichtsverfahren zu verweisen und das Schlichtungsverfahren abzulehnen.

4. Die mit der Durchführung beauftragten Behörden und Schlichtungsbeisitzer dürfen in keiner Weise unterstützt werden. Arbeitgeberbeisitzer dürfen nicht gestellt werden. Auskünfte nicht erteilt werden. Das Betreten der Werke zur Erzählung etwaiger Fragen muß den Schlichtungsstellen verboten werden, eventuell muß Anzeige wegen Hausfriedensbruchs erhoben werden. Eine Ausnahme hiervon kann nur hinsichtlich der Bergrevierbeamten gemacht werden, soweit sie für die Reviere zuständig sind, sowie für Mitglieder des Oberbergamts, soweit sie für die betreffende Grube zuständig sind.

Die Geschäftsführung.
gez. Hummel.

Ein Kommentar zu diesem Rundschreiben ist wohl überflüssig. Es sei nur bemerkt, daß diese Bergbaubesitzer, die gegen einen Schiedsspruch, der den Arbeitern übrigens ganz unzulängliche Löhne zusprach, die offene Revolte organisierten, sich in ungehöriger Weise bereichert haben. Sie haben es verstanden, fast alle Kohlenvorkommen aufzukaufen, während sie gleichzeitig den Arbeitern Löhne zahlten, die die Arbeitskraft unterhöhlten.

•

Bravo! Wie der „Vorw.“ mitteilt, hat das Wehrkreiskommando IV mehrere ältere Unteroffiziere und auch einige Offiziere, die sich schwere Angriffe gegen die russische Bevölkerung zuschulden kommen ließen, aus dem Heere entfernt.

Wieder ein Beweis, daß sich die Leitung der Reichswehr bemüht, das kleine Heer von unsauberen Elementen freizuhalten. Die Entlassungen dürften auf den Geist der Reichswehr einen heilsamen Einfluß ausüben.

Ausländischer Bürokratismus. Deutschland ist zwar das Land, in dem sich St. Bürokratz besonders wohl fühlen soll, aber in anderen Ländern scheint man ebenso pedantisch zu sein: Wenigstens meist ein Postkuriosum, das aus Estland gemeldet wird, auf einen ganz gesunden Bürokratismus hin. Uns zum Trost sei die Geschichte mitgeteilt: In Reval wurde vor einigen Wochen in einem aus dem Auslande eingetroffenen Postsack ein irgendwie dort hineingeratener deutscher Fünfzigpfennigschein entdeckt. Dieses Wertobjekt hatte die Anlegung einer besonderen Akte zur Folge und der Instanzenweg wurde beschritten, um eine Entscheidung darüber, ob die Verwendung des Scheines herbeizuführen, der am Tage seiner Entdeckung 0,000000015 estländische Pfennige wert war!

Warum Amerika uns keine Lebensmittel liefert!

Bedauerliche Maßnahmen der Breslauer Behörden.

Es liegt an der deutschen Presse, die Irrwege der deutschen Wucherwirtschaft aufzudecken. Leider verpaßt die Presse meistens den Ton und das deutsche Volk wird nach wie vor belogen und betrogen. Der Goldmarkbetrug ist von uns bereits genügend gekennzeichnet worden und an anderer Stelle wird der Schwindel mit der Wertbeständigkeit wiederum gegeißelt. Vermutlich lägen die Dinge garnicht so schlimm, wenn die Regierung es verstanden hätte, das wertbeständige Geld in genügenden Mengen unter das Volk gelangen zu lassen. Immer noch ist es äußerst knapp und die Regierung weiß selber nicht, wann es ausreichend vorhanden sein wird. Aus dem Versprechen, daß in vierzehn Tagen jeder mit der Rentenmark versorgt sein werde, wird vier, dann sechs Wochen. Woher soll man das Vertrauen nehmen? Inzwischen hat sich die Produzentenschaft eingerichtet, Papiergeld nicht mehr anzunehmen, sie will nur noch „wertbeständiges“ Geld. In Breslau hat leider die Behörde diesem Wunsche nachgegeben und dem Lebensmittelhandel gestattet, gewisse Waren gegen Papiermark in rationierten Mengen abzugeben. Von Schweinefleisch braucht nur ein halbes Pfund, von Fetten gar nur ein Viertelpfund, Margarine nur ein halbes Pfund gegen Papiergeld abgegeben werden. Wir bedauern diese Nachgiebigkeit, denn sie bringt große Verlegenheiten für jeden Haushalt mit sich. Woher wertbeständiges Geld nehmen? Es ist nur ein schwacher Trost, daß wir in einer Übergangszeit leben.

Immerhin: Wie kommen die Breslauer Behörden dazu, anderen Behörden ein Beispiel in der Umgehung der Vorschrift zu geben, daß Papiergeld angenommen werden muß? Hier müßte jetzt die Militärbehörde eingreifen. Freilich ist zu berücksichtigen, daß Großhandel und Produzenten fast ausschließlich wertbeständige Zahlungen verlangen und sich den Teufel um gegenteilige Vorschriften kümmern, aber die Militärbehörde muß doch einsehen, daß der von ihr gehandhabte Ausnahmezustand einen Zweck hat, wenn gegen alle Kreise, die sich weigern, Papiergeld anzunehmen, rücksichtslos durchgegriffen wird. Auch die Gerichte sollten damit helfen. Es ist unerhört, daß in Breslau ein Journalist wegen einer einfachen, verzeihlichen formalen Beleidigung 80 Goldmark aufgebrummt erhält, obwohl ihm in der Sache selbst der Wahrheitsbeweis geglückt ist, während Wucherer statt Gefängnisstrafen Geldstrafen von einer bis höchstens 20 Billionen zudiktiert erhalten.

Kein Wunder, wenn der Uebermut der Herren wächst und gedeiht und das Ausland uns mißachtet. Die bürgerliche Presse teilte vor einigen Tagen mit, daß in den Vereinigten Staaten ein großer Staatskredit von der Regierung gefordert werde zur Hilfsaktion für umfangreiche Lebensmittelbeschaffungen für Deutschland, damit hier die Bevölkerung nicht vom Hungertod hingerafft werde. Diese Meldungen bewahrheiten sich nicht. Aus der ausländischen Presse, so u. a. aus dem Newyork Herald erfährt man jetzt gerade das Gegenteil. Danach war der amerikanische Handelssekretär Hoover mit der Prüfung der deutschen Ernährungslage betraut, da die Absicht bestand, Deutschlands Ernährung entweder mit großen Geldmitteln zum Ankauf von Lebensmitteln in den an Deutschland angrenzenden Ländern oder mit Lebensmittelsammlungen in Amerika zu Hilfe zu kommen. Er erklärte jetzt, daß er nach eingehender Prüfung der Verhältnisse von einer Hilfe Amerikas abraten müsse. „Denn,“ so sagt er, „die deutsche Ernte war in diesem Jahr eine gute Mittelernte. Es gibt genügend Vieh und es ist auch kein Mangel an Vorräten aller Art, insbesondere an Kartoffeln. Es herrscht nur darum Mangel, weil diejenigen Kreise der Bevölkerung, die die Lebensmittel erzeugen, sie nur zu allzu hohen Preisen an die notleidende Bevölkerung abgeben. Wenn aber die Deutschen selbst, die ihren eigenen Volksgenossen helfen könnten, diese hungern lassen, weil sie viel Geld verdienen wollen, welche Veranlassung haben dann wir Amerikaner, den Deutschen beizuspringen? Wenn tatsächlicher Nahrungsmittelmangel in Deutschland herrschen würde, müßten wir diesem Lande natürlich beispringen, aber wir denken nicht daran, in Amerika Millionen von Dollars zu sammeln, wenn die deutschen Landwirte nicht das ihrige tun wollen, um die Bevölkerung zu helfen.“

Es ist zwar nicht ganz richtig, wenn Hoover sagt, daß Deutschlands Bevölkerung aus eigener Produktion glänzend versorgt werden kann. Aber richtig ist, daß mit allen vorhandenen eigenen Produkten in Deutschland ein schamloser Wucher unbeschreiblicher Art getrieben wird. Und man kann die Ausländer verstehen, wenn sie den notleidenden Deutschen so lange nichts geben wollen, als sie den ihren besitzenden Volksgenossen in der erbärmlichsten Weise bewuchert und auszehentet werden.

Höchste Zeit

ist es jetzt

„Die freie Meinung“

für Monat Dezember bei Ihrem Postamt für 0.00 Goldmk. frei Haus zu bestellen!

Sichern Sie sich den Vorteil des Abonnements!

Breslauer Schau.

Wie die deutschnationale Volkspartei in Breslau die Kleinrentner übers Ohr haut . . .

Die Deutschnationale Volkspartei ist bekanntlich diejenige Partei im Deutschen Reich, die zur demokratisch-parlamentarischen Staatsform im schärfsten Gegensatz steht und fest auf Kaiser und Reich schwört. Infolgedessen wird auf die Republik geschimpft, daß die Schwarte knackt; schwerstes Geschütz wird gegen sie aufgefahren. Insbesondere wird die Republik der Korruption gezichen, der Unehrlichkeit, der Gewissenlosigkeit, unehrenhafter Handlungen und sonst aller möglichen Verbrechen. Man darf füglich annehmen, daß eine Partei, die solche Vorwürfe erhebt — ohne sie im übrigen zu beweisen —, selbst rein dasteht, über allem Zweifel erhaben ist und in jeder Beziehung unantastbar ist. Leider lehrt die Erfahrung das gerade Gegenteil: die Deutschnationale Volkspartei ist die demagogischste aller Parteien, unehrlich in höchstem Maße, verlogen und betrügerisch. Das sehen aber die meisten ihrer Anhänger überhaupt nicht ein, und die wenigen, die es einsehen, zu spät, wenn sie schon über das Ohr gehauen worden sind. Ein Fall in der letzten Zeit lehrt das aufs deutlichste:

Von den Kleinrentnern in Breslau wurden im Sommer von der Deutschnationalen Volkspartei mit großartigen Gesten demjenigen Kartoffeln versprochen, der sich bereit erklärte, Mitglied der Partei zu werden. Offenbar sind trotz aller pompösen Reklame die Mitgliedsanmeldungen in der letzten Zeit nicht genügend eingelaufen, da man zu den Kartoffeln greifen mußte, um dadurch neue Mitglieder zu ködern!! Und richtig: auf diese Versprechungen hin krochen wirklich etliche Kleinrentner — die doch ohnehin nichts zum Zusetzen haben — den Deutschnationalen auf den Leim. Die Bedingung bei der Kartoffellieferung war, daß der Mitgliedsbeitrag und der Betrag der Kartoffelrechnung vorher bezahlt worden waren, denn scheinbar war doch der Hauptzweck bei der Geschichte, daß Geld in die Kasse kam. (Die Kartoffeln waren dabei nicht billiger als anderswo: es wurde dafür der Tageskurs berechnet!) Also die Kleinrentner kratzten ihre paar Pfennige zusammen und trugen sie den Deutschnationalen hin, die darüber auch fein säuberlich quittierten. Diese Quittung war aber auch alles, was die Leute für ihr Geld zu sehen bekamen: denn bis heute sind noch keine Kartoffeln geliefert worden!! Trotz unzähligen Reklamationen, die bei der D. N. V. P. eingereicht wurden; man kümmerte sich offenbar gar nicht darum, sondern ließ die Leute auch noch weiter warten. Daß unter solchen Gesichtspunkten die so hereingefallenen Rentner nicht gerade glücklich waren, ist zu verstehen; und es soll in dem Büro am Ring schon wiederholt erregte Szenen gegeben haben. Aber ganz so schlimm scheint die D. N. V. P. nicht zu sein: denn sie hat sich jetzt großmütigst bereit erklärt, den Leuten die eingezahlten Beträge zurückzuerstatten!! Daß diese inzwischen ungeheuer entwertet sind, scheint die ehrenwerten Herren von der D. N. V. P. nicht weiter zu berühren. Denn gar so schlecht sind die Kleinrentner auch nicht daran: sie sind ihr armseliges bißchen Geld los und haben keine Kartoffeln: dafür sind sie aber Mitglieder der D. N. V. P. Und das ist doch auch schon was wert . . .

Zum Schluß bleibt nunmehr nur noch die Frage zu beantworten: Ist es nun Betrug, wenn man jemandem eine schon bezahlte Ware vorenthält und ihm dafür den entwerteten Rechnungsbetrag zurückgeben will? Vielleicht beantworten uns diese Frage die Deutschnationale Volkspartei oder — der Staatsanwalt . . .

—x—

Astronomie.

Nochmals: 24000 Goldmark für 500000 Papiermark.

Als wir in voriger Woche jenen kuriosen Schiedsspruch des Herrn Brüll usw. veröffentlichten, demzufolge eine Breslauer Firma der Gemeinde Reichenbach einen hochwertigen Metallgegenstand im Werte von 24000 Goldmark für 500000 Papiermark liefern soll — Herrn Brüll scheinen all die unzähligen Entscheidungen des Reichsgerichts und der ordentlichen Gerichte unbekannt zu sein, die auf eine ausdrückliche Aufwertung früher abgemachter Verträge erkennen —, da erhielten wir aus den Kreisen der hiesigen Kaufmannschaft und Industrie unzählige Zuschriften, die ihr Erstaunen und Befremden darüber ausdrückten, wie ein solcher Schiedsspruch möglich sei. Daß er möglich ist, beweist schon die Tatsache, daß die Käufergruppe, an deren Spitze ein christlicher Priester steht, jetzt wirklich auf ihrem Schein besteht und auf Grund des originellen Schiedsspruches für 500000 Mark das Objekt geliefert haben will, das in Wirklichkeit 24000 Mark wert ist. Der christliche Priester in der Rolle des Shylok: das paßt zu diesem ganzen Fall wie die Faust aufs Auge. Der Schiedsspruch der Herren Brüll usw. hat aber noch eine andere Folge gehabt; einer unserer Leser bat uns nämlich um Auskunft, wieviel 500000 Papiermark in Goldmark ausgedrückt seien. Wir haben uns nun in unserer Redaktion redlich Mühe gegeben, das zu errechnen; da wir aber allmählich vom Nullenfieber ergriffen wurden, haben wir einen zünftigen Astronomen, der mit solchen Zahlen umzugehen versteht, zu Rate gezogen und ihm um Auskunft gebeten. Darauf ward uns folgender Bescheid: 500000 Papiermark sind heim Stande der Goldmark von einer Billion gleich ein 20000stel Pfennig. Mithin sind 20000 solcher Aufträge nötig, um einen Goldpfennig zu bekommen. Da nun an der Fertigstellung des Objektes dreißig Mann sechs Monate arbeiten müssen, haben die dreißig Mann 120000 Monate oder 10000 Jahre (6 × 20000) zu arbeiten, um auf den Goldpfennig zu kommen: ein einzelner müßte also 300000 Jahre arbeiten. Da jedoch der wirkliche Wert des Objektes 24000,00 Mark beträgt, so muß ein einzelner 720000000000 Jahre arbeiten . . . —

Der bedauernswerte Firmeninhaber hat also, nach dem Willen des Herrn Staatspräsidenten Brüll, siebenhundertundzwanzig Millionen Jahre zu arbeiten, wenn er das Objekt liefern will. Vertraglich festgesetzt sind aber nur sechs Monate Lieferfrist . . . Wie die ganze Geschichte einmal enden soll, ist uns vorläufig noch unklar.

Ein menschenfreundlicher Arzt.

Was geschieht mit Dr. Nerlich?

Die Breslauer Tagespresse veröffentlichte vor wenigen Tagen folgenden Bericht über eine Gerichtsverhandlung, der hier, der genauen Einzelheiten wegen, wörtlich wiedergegeben sei:

Ein düsteres Familienbild entrollte eine Verhandlung vor der II. Strafkammer. Angeklagt waren die Verkäufer Placzko und Wilhelm Eule und dessen Ehefrau Marthe Eule wegen Freiheitsberaubung bzw. Beihilfe dazu. Sämtliche Straftaten sind an der leiblichen Mutter der Frau Eule begangen worden. Die 68 Jahre alte Gemüsehändlerin Christiane Lindner hat drei Töchter, die sie alle gut verheiratete. Da verstand es ihr Schwiegersohn Placzko im Dezember 1921, ihr das gutgehende Geschäft abzuschwatzen. Die alte Frau, die nun brotlos war, bekam ein Stübchen auf der Klosterstraße 149. Wiederholt wandte sich der Rechtsbeistand der Frau Lindner an die drei Töchter, die Mutter nicht verhungern zu lassen. Doch diese gaben nicht einmal Antwort. Frau Lindner geriet durch solche Behandlung in eine begreifliche Erregung und machte ihren Kindern häufig Vorwürfe. Da diese darauf in noch gröberer Art erwiderten, gerieten Mutter und Töchter oft hart aneinander. Auch gingen sie mit den verschiedensten Gegenständen, Feuerhaken, Eimern usw., aufeinander los. Um sich der lästigen Mutter zu entledigen, hatten sie sich einen teuflischen Plan ausgedacht. Wiederholt hatten sie versucht, die Feuerwehr zu bestimmen, die Mutter als geisteskrank nach der Einbaumstraße zu bringen. Immer aber erhielten sie den Bescheid, daß dazu ein ärztliches Attest erforderlich sei. Frau Eule ging nun zu Dr. Nerlich, erzählte ihm alle möglichen schrecklichen Dinge über die Mutter und verlangte die Ausstellung eines Attestes. Dr. Nerlich stellte auch das gewünschte Attest aus, ohne Frau Lindner gesehen zu haben. Er hatte darin gesagt, daß sich bei Frau Lindner Zeichen von Geistesstörung bemerkbar machen und sie, nach Lage der Sache, in einer Nervenheilanstalt untergebracht werden müsse. Mit diesem Attest ging Frau Eule zur Feuerwehr, und diese kam am 10. Januar 1921 mit dem Auto und holte Frau Lindner ab. Als diese das Krankenauto sah, war sie ganz bestürzt. Es sammelte sich eine große Menschenmenge an, die ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß die geistig völlig gesunde Frau zwangsweise weggebracht werden sollte. Da sie sich im Zimmer eingeschlossen hatte, holte Placzko einen Schlosser und brachte auch gleichzeitig einen Strick mit, falls sich die Mutter ihrer Wegschaffung widersetzen sollte. Die Feuerwehrleute redeten ihr

gut zu, ruhig mitzugehen, damit sie nicht zu Zwangsmaßnahmen greifen müßten, denn das ärztliche Attest liege vor. Frau Lindner ging nun auch mit, sie wurde nach der Einbaumstraße gefahren, dort aber nach kurzer Zeit wieder entlassen, da die Ärzte sahen, daß sie geistig völlig gesund ist. Auf Grund dieses Vorfalles war Frau Eule vom Schöffengericht wegen Freiheitsberaubung zu sechs Monaten Gefängnis, Placzko und der Ehemann Eule wegen Beihilfe dazu zu je 20 000 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Gegen dieses Urteil hatten die Genannten Berufung eingelegt. Die Verhandlung vor der Strafkammer bot ein Bild seltener Gemütsroheit der Kinder der Mutter gegenüber. Unzählige Zivilprozesse hat die Mutter gegen die Kinder führen müssen; in diesen spielten auch Körperverletzungen der Mutter eine nicht unerhebliche Rolle. Die Lieblosigkeit der Kinder ging sogar so weit, daß sie ihre Mutter „Frau Lindner" nannten. Die Strafkammer konnte nirgends einen Milderungsgrund finden und erkannte auf Verwerfung der Berufung.

Uns interessiert weniger die Tragödie dieser Familie, wie sie der Bericht schildert, sondern mehr jener tüchtige Dr. Nerlich, dessen ärztliche Kunst sogar soweit reicht, den Geisteszustand eines Menschen festzustellen, ohne ihn gesehen zu haben. Wir wissen nicht, ob sich die Ärztekammer mit diesem menschenfreundlichen Arzt befaßt hat, sind aber begierig, wie sie sich zu diesem Fall stellt. Denn wenn schon die Angeklagten wegen Freiheitsberaubung ins Gefängnis kommen: wohin gehört dann der Arzt, der mit seinem kuriosen Attest diese Freiheitsberaubung erst ermöglicht hat?

Zweifelhafte Wohnungsversorgungspolitik.

Daß in den Räumen des Wohnungskommissariats nicht nach dem Wunsche der Wohnungsuchenden gearbeitet wird, haben wir wiederholt betont. Jeder Tag bringt neue Beschwerden, und der Verein der Wohnungsuchenden (Geschäftsstelle Schillerstr. 20 bei Lux) ist eifrig bemüht, die Beschwerden zu sammeln. Am Donnerstag abend wurde eine Anzahl davon in einer Vorstandssitzung auch der Presse unterbreitet. U. a. wurde der Fall Dr. Kreismann lebhaft besprochen. Dieser Herr besaß auf der Elsasser Straße 14 eine Wohnung, die ihm jedoch nicht behagt haben soll. Er bekam nun eine Wohnung auf der Kronprinzenstraße 11 angewiesen. Von dieser Wohnung hatte aber ein Herr Mittmann Besitz ergriffen, wie dieser behauptet, auf Grund mündlicher Zustimmung des Wohnungskommissariats. Jedenfalls sollte Herr M. die Wohnung räumen, und da er es nicht gutwillig tat, wurde die Wohnung einfach erbrochen und die Möbel herausgestellt. Der Vertreter des Wohnungskommissars, der die Exekution leitete, soll dem Hauswirt direkt untersagt haben, Herrn M. eine Bodenkammer zwecks Unterbringung der Möbel zur Verfügung zu stellen. Die Wohnung steht aber noch heute leer.

Es gibt in Breslau, wie überall genug Wohnungen, die erfaßt werden können. Doch darin geschieht herzlich wenig. An der Kaiser-Wilhelm-Straße 32 besitzt der Hauseigentümer in der dritten Etage eine Vierzimmerwohnung nebst Küche und Nebengelaß. Diese bewohnt neben dem Sohne des Hausbesitzers auch ein Herr Rothenberg. Das hindert diesen Herrn jedoch nicht, im selben Hause eine Sechszimmerwohnung nebst ausgebauter Küche zu besitzen, die eine Dame mit ihrem Hunde bewohnt. Ein besonders großer Raum der dieser Wohnung angegliedert ist, soll dem Vertreter des Wohnungskommissars nicht gezeigt worden sein.

Auf der Kleinen Groschengasse 41 (Ecke Schweidnitzer Straße) besitzt der Hutfabrikant Herr Rüster zwei Wohnungen, bestehend aus je drei Zimmern nebst Küchen. In Wilhelmsruh besitzt er ein Einfamilienhaus, das angeblich nur im Sommer bewohnt werden kann. In der einen Dreizimmerwohnung hausen die beiden Söhne des Herrn Rüster, zwei Junggesellen, indessen Abertausende Eheleute keinerlei passende Unterkunft haben. Der Herr Regierungspräsident lehnt eine Beschlagnahme ab.

Dagegen bewohnt eine Frau Spindler auf der Augustastraße 122 mit ihren 2 Kindern einen Raum, der keinen Ofen hat. Die Kinder leiden heute bereits an Gelenkrheumatismus!

Der „Verein der Wohnungsuchenden" ist noch in der Organisation begriffen, umfaßt aber bereits mehr als 700 Mitglieder. Er verlangt, zur Mitarbeit im Wohnungskommissariat zugelassen zu werden und eine größere Beweglichkeit des Wohnungskommissars, der in der Wohnungsversorgungspolitik auch da die Initiative ergreifen soll, wo die Gesetzgebung hinderlich im Wege steht.

Wie sich die Ortskrankenkasse vor Leistungen drückt.

In letzter Zeit hatten wir mehrfach Gelegenheit, die Praxis der Breslauer Ortskrankenkasse zu beleuchten, die trotz des Milderungsgrundes, den ihr die unwirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart verschaffen, in ihrer Engherzigkeit so weit geht, daß von einem Betruge an ihren Mitgliedern gesprochen werden muß. Berücksichtigt man, daß Tausende von Mitgliedern jahrzehntelang ihre Beiträge zahlen, ohne die Kasse je in Anspruch genommen zu haben, so trifft es diese Mitglieder am härtesten, wenn die zweifelhafte Sparmaßnahme auch an ihnen exerziert werden muß. Ein solcher geradezu skandalöser Fall wird uns heute mitgeteilt:

Herr F., 78 Jahre alt, ist seit Jahrzehnten Mitglied der Ortskrankenkasse. Vor einiger Zeit erkrankte er an einem bösartigen Unterleibsleiden, das ihn sechs Wochen lang ans Bett fesselte, schließlich hielt der behandelnde Arzt eine sofortige Überführung ins Krankenhaus zwecks operativem Eingriff für notwendig. Nunmehr erhielt der alte Mann die Aufforderung, sich zur Nachuntersuchung zu einem Vertrauensarzt zu begeben. Dies konnte Herr F. nicht mehr, da er nicht zu gehen vermochte. Er wurde ohne Nachuntersuchung ins Krankenhaus transportiert. Die Ortskrankenkasse geht nun nach Schema F. Obwohl unter sozialistischer Leitung, hat sie keinerlei soziales Verständnis. Weil Herr F. der Aufforderung, sich zu einem Vertrauensarzt zu begeben, nicht nachkommen konnte, wurde seinen Angehörigen die verlangte Ersetzung eines Teiles der Krankenhauskosten einfach abgelehnt. An dieser Haltung änderte auch kein Hinweis, daß der Patient schwer bettlägerig gewesen sei. Die Krankenkasse ließ sich nur erweichen, vor etwa acht Tagen ein Krankengeld für drei Wochen in der ungeheuren Höhe von — zweihundertzwanzig Millionen Papiermark zu zahlen. Womit sie ihr soziales Gewissen erleichtert hatte.

*

Der Ärztestreik. Der Verband der Ärzte Deutschlands (Sitz Leipzig) scheint nicht mehr zu erwarten, daß die Regierungsverordnung über die Krankenhilfe der Krankenkassen noch zurückgenommen wird. Wenn das nicht bis zum 30. November geschähe, wollen die Kassenärzte vom 1. Dezember ab den vertragslosen Zustand eintreten lassen. Der Verband hat bereits für seine Mitglieder den Krankenkassen zum 1. Dezember gekündigt, womit der Streik beschlossen ist. Kommt es dazu, so können die Krankenkassen den erkrankten Mitgliedern statt der Sachleistungen Barleistungen gewähren.

Die wirtschaftlichen Nöte des Ärztestandes sind bekannt und man kann den Ärzten in diesem Kampfe nur Erfolg wünschen. Hoffentlich artet der Streik, der in dieser in gesundheitlicher Beziehung nicht günstigen Zeit niemandem gelegen kommt, nicht gegen die minderbemittelten Krankenkassenmitglieder aus, die nicht in der Lage sind, die Ärztekosten aus eigener Tasche zu zahlen.

Für die Wiedereinführung von Wochenkarten bei der Straßenbahn plädiert die folgende Zuschrift: Anfang dieses Monats wurde die Wochenkarte aufgehoben. Damals waren die Fahrpreise auf Papiermarkgrundlage errechnet und verhältnismäßig billig. Am 18. d. M. erfolgte die Umstellung auf Goldmark, und zwar gleich auf 15 Pf. für eine einfache Fahrt, also 50 % über dem Friedenspreis. Dementsprechend schnellte der Fahrpreis von 30 Milliarden am 17. d. M. auf 90 Milliarden am 18. hinauf.

Diese ungeheure Verteuerung sollte die Wiedereinführung der Wochenkarte recht und billig erscheinen lassen. Inhaber von Wochenkarten sind in erster Linie die nach ihrer entfernten Arbeitsstelle fahrenden Angestellten und Arbeiter, also Leute, die sicher kein überflüssiges Geld haben.

Die Verwaltung der Straßenbahn hat zu bedenken, daß sie nicht nur ein Prostitutinstitut, sondern auch ein gemeinnütziges Unternehmen sein soll. Aus diesem Grunde dürfte die Wiedereinführung der Wochenkarte für 2 × 6 Fahrten zum Preise von einer Goldmark eine gerechte Forderung sein. — — —

Soweit die Zuschrift. Vielleicht überlegt sich die Stadt die darin gemachten Vorschläge; jedenfalls ist die Wiedereinführung der Wochenkarte im allgemeinen Interesse sehr zu wünschen.

Königliche Wirtschaft. Unter dieser Überschrift schreibt uns ein Leser unseres Blattes: Wer glaubt, daß in einer Monarchie jeder zufriedengestellt wird, der soll sich nur einmal in der Hofwirtschaft des Exkönigs von Sachsen auf Schloß Sibyllenort umsehen, wo es mehr als gerecht zugeht. An Hungerlöhne waren die Arbeiter ja von jeher gewöhnt, und nobel hat sich die Verwaltung noch nie gezeigt. Hiervon können die Gemeindeverwaltungen (siehe Jagdverpachtung) ein Lied singen. Jetzt hat man einen Arbeiter, der 45 Jahre im Dienste der Verwaltung war und 30 Jahre hindurch mit einem Handkarren die Erzeugnisse der Gärtnerei nach Breslau brachte, entlassen. Als Gelegenheitsarbeiter muß er jetzt sein Dasein fristen und fällt über kurz oder lang als erwerbslos der Gemeinde zur Last. Man fragt sich, wie lange man die Arbeiter noch mit Trinkgeldern entlöhnen will; glaubt denn der Herr Generaldirektor als alter Militär, 2 Pfennige, wie man einstens beim Kommiß erhielt, genügen zu des Lebens Notdurft?

Soweit die Zuschrift, die leider nicht den Grund mitteilt, der die Entlassung des Arbeiters zur Folge hatte. Sei dem wie dem sei: Das Verfahren, einen altgedienten Arbeiter, der zwei Drittel seines Lebens für die sächsische Hofverwaltung tätig war, wirkt eben nicht gerade „königlich". Anderen zur Besinnung!

Die „kleine Orchester-Vereinigung" wird am Mittwoch, den 5. Dezember, im Konzerthaus unter Leitung ihres bewährten Dirigenten Curt Röhricht und unter Mitwirkung von Felicia Posener ein Sinfonie-Konzert veranstalten. Karten bei Hainauer und an der Abendkasse. Die Preise sind mäßig. Nach den bisherigen Leistungen der K. O. V. wird der Abend wieder sehr genußreich werden.

Augustus des Zirkus Strasburger fand am Donnerstag eine Nachtvorstellung in der Schauburg statt, deren Räumlichkeiten Herr Büttner liebenswürdig, wie er immer ist, zur Verfügung gestellt hatte. Der programmatische Teil, der zum größten Teil von den bekannten Kräften des Zirkus' bestritten wurde, war grandios; es wurde unerhört viel geboten in einer Mannigfaltigkeit, daß wohl jeder auf seine Kosten gekommen ist. Das Haus war überfüllt, der Zirkus wird also, was ihm recht herzlich gegönnt sei, einen hübschen Überschuß haben, der den durch den Brand entstandenen Schaden hoffentlich zum guten Teil decken wird. Es ist zu wünschen, daß diese Wohltätigkeitsvorstellung im Dezember, wenn das neue Programm rollt, wiederholt wird; jedenfalls verdient Herr Straßburger, der sich als Zirkusunternehmer ganz großen Stiles erwiesen hat und bemüht, seinen Gästen nur beste Ware zu kredenzen, daß ihn die Bevölkerung auch weiterhin auf das Regsamste unterstützt.

Das Marmorhaus hat im Dezember wieder die Sensation des Monats: Tse-Wo-Si, eine ganz großzügige Unternehmung, deren Einzelheiten demnächst näher erörtert seien. Nur soviel sei gesagt, daß diese neue Idee: das Konglomerat von Theater, Varieté und Kino, zweifellos von stärkster Wirkung auf das Publikum sein wird, zumal der leitende Grundgedanke der Handlung § 171 (Bigamie), auch nicht übel ist. — Wie die Direktion ferner mitteilt, kommt im Dezember Charlie Chaplin zu einem Gastspiel persönlich nach Breslau ins Marmorhaus. So gehet denn hin und staunt ...

Die Schauburg bringt im Dezember einen neuen Schlager heraus: „Famille Raffle", ein Schwank, der an urwüchsigem Humor seinesgleichen sucht. Und da zudem Lotte Rexin seit langem wieder die Bühne betritt und die Hauptrolle mimt: so ist der Erfolg sicher. Die Spielleitung liegt in den Händen des tüchtigen Paul Rainer.

Ultimo!

Heute, Kinder, wird's was geben,
heute werden wir uns freu'n!
Groß ist unser Freudebeben,
groß ist unser Jubelschrei'n!

Denn Gehalt gibt's heute wieder,
(hört schreibt man doch Ultimo!):
singet darum frohe Lieder,
zeiget euch drum wahrhaft froh!

Doch verflustert mein Gesicht sich,
weil ich so viel Vorschuß hab'.
Letzten Endes kriege nichts ich!?
Denn man zieht ihn schlankweg ab.

Wenn's man nur der Vorschuß wäre,
den ich noch ertragen könnte!
Doch, man will von mir — auf Ehre! —
noch die Invalidenrente!

Damit nicht genug — man fordert
noch viel mehr. (Und ich erblasse!)
Pünktlich kommt der Mann, beordert
von der braven Krankenkasse!

Vom Gehalt bleibt nicht viel übrig.
(Brauch' ich's lange zu beteuern?)
Denn der Staat verlangt ganz fieb'rig,
zehn Prozent von mir für Steuern!

Niemals wieder will ich prahlen
mit dem schönen Monatsende.
(Von dem Rest muß ich bezahlen,
Miete und die Alimente!)

Fährt denn wohl, ihr Wonnehymnen,
niemals diesen Tag vergess' ich!
Wehgeschrei könnt' ich anstimmen:
mit der Freude war es Essig!!

Lynkeus.

Republikaner
berücksichtigt grundsätzlich
die Inserenten der „freien Meinung".

Breslauer Theater und Konzerte.

Stadt-Theater.

Erste Aufführung: „Die heilige Ente".

Das Wichtigste sei vorweggenommen: es war ein Treffer, langem endlich wieder einmal eine Oper, die uns textlich musikalisch ein reines Wohlbehagen bereitet. Ihr Komponist, Wiener Hans Gal, war uns nicht fremd. Sein Opus 4, komische Oper „Der Arzt der Sobeide", ist vor vier Jahren Breslau zur Uraufführung gelangt; aber mit der Freiheit „der heiligen Ente" ist uns vor einem halben Jahre Düsseldorf vorangegangen. Andere Städte werden bald folgen, während die Praxis des Arztes der Sobeide nur einen kleinen Wirkungskreis behalten hat. Doch schon dieses ältere Werk hatte manches es empfehlende Eigenschaften. „Die heilige Ente" ist freilich von höherem Werte und wird schon wegen des besseren Textbuches einen viel größeren Erfolg haben. Seine Verfasser sind K. M. Levepow und Leo Feld. Sie nennen das Vorspiel und die drei Akte „ein Spiel mit Göttern und Menschen". Genommen ist es ein Spiel, das die Götter mit den Menschen treiben, gemäß ihrer Ankündigung: „Sitzt der Gott auf gold'nem Sessel, schaut hinunter in den Kessel. Feuer drunter! Laßt brodeln: Aus Verwirrung Schicksal modeln!" Sie wirbeln die Dirne von vier Chinesen durcheinander, nachdem sie uns den Glauben an diese Möglichkeit dadurch erleichtert haben, daß den Opiumrausch als ihren Helfer benutzen. Was an Irrungen und Wirrungen dabei herauskommt, bezeichnet der Gott über dem Wasserbecken als einen „Spaß für Götter". Es steckt aber auch in dieser Dichtung, wie in jeder literarisch ernst zu nehmenden Komödie, ein tiefer Sinn. Der Entenkuli Yang erklärt seinem Herrn, dem Mandarin, mit den folgenden Worten: „Stunden gibt es, die greifen wühlend in unsere Brust und daraus ein anderes Gesicht, andere Wünsche, andere Gedanken, denn tausend Falten hat des Menschen Herz, preisgegeben dem Spiel der Stunden ... In der erhobenen Seele des sternglaubigen Mandarin kann ein Kulischicksal erwachen, Herzentröume im Kuliherzen, der Gaukler denkt wie ein Bonze, und aus der Seele des Bonzen lacht gierig ein Bänkelsänger." Die Verteilung der Individuen wird freilich nicht eben folgerichtig durchgeführt, denn z. B. der Mandarin ist sich auch nach der Gehirnverwirrung noch seiner hohen Würde bewußt, und der Bonze, der das Hirn des Gauklers haben soll, spricht die nicht konsequenten Worte: „Du frevelst an uns, der Bonzen Macht." Es handelt sich eben nur um eine Kostüm- und Ortsvertauschung. Die man auf unserer Bühne, offenbar mit Hilfe der Versenkung, sehr geschickt vornahm. Der zweite Einwand der Logik richtet sich dagegen, daß die Fürstin Li den Entenkuli Yang für einen „kühnen, verkleideten Gott in Menschengestalt" ansieht, obwohl er — immerhin zwar ein reiner Tor — als „schmutziger" Entenkuli erkennbar ist. Doch halten wir uns lieber daran, wie die Ente abhanden kam und schließlich zum Vorschein kommt, wie Yang seinen Kopf rettet und König für eine Nacht wird und wie in all dem Wirrsal der Mandarin das Menschliche in jener starren Würde entdeckt und den Weg zum Herzen seiner Gattin findet. Das alles ist gut erdacht, nett gemacht und wird belacht. Es vereinigen sich, wie in Grabbes Lustspiel, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Gerade mit dieser tieferen Bedeutung fliegt die heilige Ente höher als die meisten nicht in der Vogelperspektive erscheinenden Opernbücher. Auch sprachlich wird, abgesehen von einer paar Flüchtigkeiten, das literarische Niveau gehalten. Der Vers „Öffner schnell das zue Gitter" sollte allerdings nicht vorkommen. (Man setze dafür: Öffner das verschlossne Gitter.) Die Verwertung orientalischer Redeblüten ist sehr berechtigt.

Auch in der Musik werden natürlich Klänge aus dem östlichen Orient vernehmbar. Man hört Quintengänge, leere Quinten, pentatonische Melismen, Ganztonschritte vor dem Grundton und chinesische Schlaginstrumente. Den ersten Ton des Vorspiels gab gleichsam programmatisch für die ostasiatische Klang- und Zauberwelt, der Gong, das chinesische Tamtam. Die dadurch geweckte Vorstellung, daß man den ganzen Abend hindurch chinesische Musik hören würde, erweist sich als unberechtigt; denn Gal bietet europäische Musik mit einigen chinesischen Floskeln und schreibt melodisch in unserem Sinne. Das leitende Hauptthema z. B. könnte von Humperdinck sein. Wir hören eine humoristisch auf unserer Tonalität beruhende, sang- und sagbare, lyrisch feinempfundene Musik, in der gelegentlich ethnographisch charakterisiert und immer reizvoll instrumentiert wird. Sie nimmt dem Opiumaroma ebenso gut auf, wie sie das Lachen der Götter, die Feierlichkeit der Bonzen und das humorvoll ängstliche Gebaren der übrigen Menschlein trifft. Den Musiker interessiert auch hier, wie schon in der früheren Oper „Der Arzt der Sobeide", am meisten die mit sehr gewählten (doch nie gequälten) Modulationen arbeitende Harmonik.

Herr Prümer hat das Orchester zum edelsten Wohlklang befähigt und dafür gesorgt, daß in dem komplizierten Musikapparat auf, vor und hinter der Bühne alles gut funktioniert. An manchen Stellen schöpfte er dynamisch zu sehr aus dem Vollen, anstatt in klanglicher Mäßigung die feinen „Chinoiserien" besser zur Geltung kommen zu lassen. Frau Folkner war nur dort eine rechte Vertreterin der Fürstin Li, wo ihr Sopran in hoher Lage Silberklänge anbringen konnte; manches ist für ihre Stimme zu tief. Die Darstellung war oft zu konventionell mitteleuropäisch. Viel günstiger war das Bündnis, das Herr Witt mit dem Kuli schloß, und imponierend im Gesang und in der körperlichen Gestaltung war Herr Rudow als Mandarin. Zweifelhaft ist mir, ob der Hausheimeister so viel trippeln und tändeln muß, wie der pöbelhaft mimende und in einer schwierigen Gesangsrolle sehr zuverlässige und sehr charakteristisch vortragende Herr Hauschild. Auch durch Herrn Wilhelmi kam das komische Element in den Vordergrund. Frau Mirkow und Herr Neumann hatten die rechten Ausdrucksmittel für ein Gaukerpaar. Die Herren Horner, Kipp und Eichos bildeten ein im Singen und Lachen und in der Haltung drastisches Götterzeug. Die angeblich „heilige" weiße Ente erwies sich als unheilig und durch ihr Schnattern an unpassenden Stellen der Musik auch als unmusikalisch. Zuletzt, als man sie fangen wollte, hüpfte sie ins Orchester, gleich als ob sie andeuten wollte, daß sie doch musikalisch sei. An diesem „Zwischenfall" ist Herr Intendant Tietjen unschuldig, und seine hohen Lobes würdige Spielleitung wird dadurch nicht geschmälert. Es war recht und billig, daß er für seine Annahme und Inszenierung der wertvollen neuen Oper zusammen mit dem Komponisten und dem Kapellmeister mehrmals vor den Vorhang gerufen wurde.

Dr. Paul Riesenfeld.

*

„Lohengrin." Die Intendanz sucht für die nächste Spielzeit eine dramatische Altistin, also einen späten Ersatz für Frau Dörwald. Die aus Oldenburg hergereiste Frau Friemann-Rau hat zwar eine tragfähige, runde und wohlklingende Stimme von dramatischem Volumen, aber keine Altstimme. Ihr Organ ist zu hell und einfarbig, so daß es der Dämonie Ortrudens manches schuldig bleibt. Sie wäre also nicht die geeignete Nachfolgerin Frau Dörwalds. Herr Marcks war ein zu weichlicher und blasierter Lohengrin, ausgezeichnet Herr Groß als Telramund, sympathisch die Elsa von Frl. Heidersbach. Herr Seidelmann wählte für die Mannenchöre im 2. Akte wieder so rasche Zeitmaße, daß sie noch trivialer klangen, als sie es ohnedies sind.

Dr. P. R.

*

Berichtigung: Der Druckfehlerteufel machte in der vorigen Woche (in der Kritik über das Konzert der Luisenschule) aus dem Pianisten Hahn einen „Violisten". Wir hängen dies hiermit niedriger.

(Fortsetzung der Kritiken auf der 4. Seite.)